Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 99 (1954)
Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische
LEHRERZEITUNG
Organ des Schweizerischen Lehrervereins

Künstlerischer Schmuck
vor dem neuen Sekundarschulhaus in Ebnat-Kappel

ALFRED SCHNEIDER, *der Schöpfer der Brunnenanlage, ist Lehrer in St. Gallen und erteilt ausserdem am Kindergärtnerinnen-Seminar Sonnegg in Ebnat-Kappel den Zeichenunterricht. Zur Entstehung des Brunnens schreibt er folgendes: «Als Modell für das Füllen diente ein gut halbjähriges ‚Freibergerli', vom Kappelhof in Wittenbach, das, auf der Weide sich frei bewegend, zeichnerisch festgehalten wurde. — Nach dem Gipsmodell formte ich aus Ton Füllen und Knabe in der Originalgrösse, wozu beinahe eine Tonne Lehm nötig war.*

Von diesem Tonmodell im Maßstab 1 : 1 wurde das Gipsnegativ erstellt (ein zirka 8 cm dicker, mit Eisenstäben armierter Gipsmantel, aufgeteilt in über 30 Stückformen). Die Spezialbeton AG. in Staad, die zuvor auch den Trog nach dem Modell 1 : 5 ausgeführt hatte, besorgte nun das Ausstampfen des Negatives (= Kunststeinguss aus Jurakalkstein und Zement). Das Ausstampfen einer reichgegliederten Plastik wie der vorliegenden erforderte äuserste Sorgfalt und grosse Erfahrung. Unter der Leitung von Werkmeister Zangerl gelang diese entscheidende Arbeit in denkbar bester Weise, die uns zu Dank und Anerkennung verpflichtet. Die Ausführung in Kunststein ermöglichte (dank der festen Armierung der Plastikgruppe), im Gegensatz zu einer solchen in Naturstein, das Füllen ohne Bauchstütze zu erstellen. Damit konnte eine plastische Beeinträchtigung der Gruppe umgangen werden.

Der ausgeschalte Steinguss ist katzgrau. Die Oberfläche ist mit einer zirka 5 mm dicken Zementschicht überzogen. Nun überarbeitete ich die Plastik mit dem Meissel und teilweise mit der Rapsel und dem Karborundum (Schleifstein), bis das Korn des Steines überall angegriffen war. Was früher beim Modellieren absichtlich an Volumen zugegeben wurde, fiel nun wieder weg. Mit dem Meissel wurde (wie beim Naturstein) die endgültige Form geprägt und die Details herausgehauen. Der behutsame Transport des Brunnentroges mit aufmontierter Plastik auf dem Lastwagenzug bildete den beschaulichen Abschluss der Arbeit.

Nun plätschert das Wasser in den Trog. Die spielenden Kinder mögen darin plantschen und Schifflein tanzen lassen, die Füsse waschen, am Speier ihre erhitzten Köpfe abspritzen und mit dem Daumen den Wasserstrahl zurückhalten, damit er nachher mit erhöhtem Druck das Rösslein besprengt.»

Einen weiteren Schmuck des neuen Gebäudes bedeutet das Wandbild «Der barmherzige Samariter» des bekannten, seit kurzem im «tätigen Ruhestand» lebenden Bergschulmeisters ALBERT EDELMANN. *Bekannter als sein Schaffen als Kunstmaler sind seine Verdienste, die er sich in lebenslanger Arbeit um Volkslied, Volkskunst und alle echte und wertvolle Volkstümlichkeit seiner bäuerlichen toggenburgischen Heimat erworben hat.*

E. S.

SLZ 99. Jahrgang **Nr. 6** S. 113...140 Zürich, 5. 2. 1954

INHALT

99. Jahrgang Nr. 6 5. Februar 1954 Erscheint jeden Freitag

Lehrer, das Dorf hat Euch nötig
Kleine Schweizerchronik
Vorderindien
Der Sekundarlehrermangel im Kanton Zürich
Oskar Huber §
Schweizerischer Lehrerverein

Beilage: *Jugendbuch Nr. 1/2*

REDAKTION

Dr. Martin Simmen, Luzern; Dr. Willi Vogt, Zürich
Bureau: Beckenhofstr. 31, Postfach Zürich 35, Tel. (051) 28 08 95

BEILAGEN ZUR SCHWEIZ. LEHRERZEITUNG

Zeichnen und Gestalten (6mal jährlich)
Redaktor: H. Ess, Hadlaubstrasse 137, Zürich 6, Tel. 28 55 33

Das Jugendbuch (6mal jährlich)
Redaktor: J. Haab, Schlösslistr. 2, Zürich 44, Tel. (051) 28 29 44

Pestalozzianum (6mal jährlich)
Redaktor: Prof. Dr. H. Stettbacher, Beckenhofstrasse 31, Zürich 6, Telephon 28 04 28

Der Unterrichtsfilm (4mal jährlich)
Redaktor: Dr. G. Pool, Nägelistr. 3, Zürich 44, Tel. 32 37 56

Der Pädagogische Beobachter im Kanton Zürich
(1—2mal monatlich)
Redaktor: E. Weinmann, Sempacherstrasse 29, Zürich 32, Telephon 24 11 58

ADMINISTRATION UND DRUCK

AG. Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei, Postfach Zürich 1, Stauffacherquai 36—40, Tel. (051) 23 77 44, Postcheck VIII 889

VERSAMMLUNGEN

LEHRERVEREIN ZÜRICH

— **Lehrergesangverein.** Freitag, 12. Febr., 19.30 Uhr, Hohe Promenade. Probe.

— **Lehrerturnverein.** Montag, 8. Febr., keine Uebung wegen Sportwoche.

— **Lehrerinnenturnverein.** Dienstag, 9. Februar, keine Uebung wegen Sportwoche.

— **Lehrerturnverein Limmattal.** Montag, 8. Febr., 17.30 Uhr, Kappeli. Mädchenturnen II./III. Stufe: Schulung der Leichtigkeit. Spiel. Leitung: A. Christ.

— **Lehrerturnverein Oerlikon und Umgebung.** Freitag, 12. Februar, keine Uebung wegen Sportwoche.

ANDELFINGEN. Lehrerturnverein. Dienstag, 9. Febr., 18.30 Uhr. Spielabend Korb- und Volleyball.

BÜLACH. Schulkapitel. Samstag, 6. März, in Bachenbülach.

— **Lehrerturnverein.** Freitag, 12. Febr., 17.15 Uhr, Turnhalle Bülach. Knabenturnen III. Stufe, Spiele (Vorbereitung für Korbball-Tournier).

HINWIL. Lehrerturnverein. Freitag, 12. Febr., 18.15 Uhr, in Rüti. Technik und Taktik im Korbball. Spiel.

MEILEN. Lehrerturnverein. Freitag, 12. Febr., 18 Uhr, in Erlenbach. Stafetten und Spiele mit dem Medizinball.

PFÄFFIKON ZH. Lehrerturnverein. Donnerstag, 11. Februar, 17.30 Uhr. Körpertraining, Spiel. Die Uebung vom 18. Febr. fällt wegen Sportwoche aus.

USTER. Lehrerturnverein. Montag, 8. Febr., 17.50 Uhr, Sekundarschulturnhalle Dübendorf. Mädchenturnen III. Stufe, Spiel.

WINTERTHUR. Lehrerverein. Mittwoch, 10. Febr., 14 Uhr, im Handarbeitsraum des Schulhauses Geiselweid: 3. Kursnachmittag «Neues Gestalten» (Kasperliköpfe).

— **Lehrerturnverein.** Montag, 8. Febr., 18 Uhr. Barren und Reck, Stufenziele.

Nachlassende Leistungsfähigkeit

deutet auf drohenden Kräftezerfall. Beugen Sie vor mit einer stärkenden Sennrüti-Kur. Sie hilft Ihnen, Ihre Gesundheit zu erhalten, und gibt Ihnen Lebensfreude und Schaffenskraft zurück. OFA 13 St.

Prospekt Nr. 24/6 und Auskunft durch

Sennrüti Tel. (071) 5 41 41
Degersheim

Haus für individuelle Kuren

THE LONDON SCHOOLS OF ENGLISH

20/21, Princes Street, Hanover Square, London W. 1.

Spezialisten für die engl. Sprache. Vorgeschritt. Spezialkurse f. Lehrer. Vorbereitung f. alle Examen. Es werden auch Schüler f. Anfängerkurse aufgenommen. Das ganze Jahr geöffnet.

BAHNHOFBUFFET
Inh. Primus Bon Zürich

Schultische, Wandtafeln

liefert vorteilhaft und fachgemäss die Spezialfabrik

Hunziker Söhne • Thalwil

Schulmöbelfabrik Tel. 92 09 13 Gegründet 1880

Lassen Sie sich unverbindlich beraten

Schweizerische
LEHRERZEITUNG
Heft 6 5. Febr. 1954
Organ des Schweizerischen Lehrervereins

«Lehrer, das Dorf hat euch nötig!»

Antworten zu einer Umfrage

I

Auf Seite 1164 unseres Heftes 45/1953 war ein dem «Beobachter» entnommener Aufruf zu lesen, der die Lehrer aufforderte, doch dem Dorfe treu zu bleiben, das ihnen und dem sie viel zu bieten haben. Zehnmal schöner — so war zu lesen — und dankbarer und wichtiger als in den Städten ist die Aufgabe der Jünger Pestalozzis an kleinen Orten, vorausgesetzt, dass sie «fertig studiert haben» und sich vorher in der Welt etwas umgesehen. Es war zu erwarten, dass unserer Anregung, auf die Aufforderung des «Beobachters» zu antworten, lebhaft Folge gegeben wurde; die Antworten entsprachen aber gar nicht dem idealisierten Bilde aus dem formschön verfassten, eingangs erwähnten Aufsatz.

Fraglos gibt es viele Lehrer, die sich glücklich und ganz selbstverständlich in ihre dörfliche Stellung eingeordnet fühlen, in der sie vielleicht eine führende Stellung einnehmen. Einzelne, die finanziell nicht ausschliesslich von ihrem Gehalte abhängig sind, mögen sich dabei einer besonderen Sicherheit und Unabhängigkeit erfreuen. Es war anzunehmen, dass alle jene, die mit ihrem Dorfe in Freud und Leid, Genügen und Versagen zu einer «Lebenseinigung» gelangt sind, wie Fröbel in einem andern Zusammenhang einmal schrieb, sich kaum veranlasst fühlen werden, sozusagen ein Selbstlob zu schreiben.

Anders aber steht die Angelegenheit für die vielen andern, die es nicht so gut trafen und unter Dorf-Verhältnissen gelitten haben. Wenn ernste und gute Berufsauffassung mit den Widerwärtigkeiten der realen Begegnungen in Konflikte geriet, sah mancher keinen andern Ausweg, als enttäuscht dem Arbeitsfelde, dem der ganze Einsatz der Kräfte zur Verfügung stand, den Rücken zu kehren. Solchen Entschluss zu begründen, ist ein legitimes Bedürfnis.

So bringen denn alle Zuschriften Klagen; niemand antwortet im Sinne des Aufrufes, obschon alle seine volle Berechtigung anerkennen. Alles Negative wirkt eben unendlich stärker als das Positive. Eine schwere Kränkung wird durch viel Lob nicht aufgewogen. Auch das möge bei der Lektüre der recht düsteren nachfolgenden «Idyllen» beachtet werden. Sie enthüllen, dass eine tiefe Kluft besteht zwischen der Schätzung und dem Ansehen, die unsere Schulen und die Lehrerschaft im allgemeinen im Lande und sogar in der Welt errungen haben und der Art und Weise, wie gar mancher tüchtige Lehrer als einzelner an gewissen Orten angesehen und behandelt wird. Es muss etwas getan werden, den Graben zu überbrücken; denn manche Zustände rufen unter anderem der Frage, ob demokratische Grundlagen da und dort noch gelten — oder noch nicht gelten — und immer noch Karikaturen «gnädiger Herren und Obern» sich ihre Untertanen suchen.

Es folgen eine Anzahl sehr ähnlich lautender Einsendungen, Beweis dafür, dass die Erfahrungen sich weitherum decken. Fortsetzung und Zusammenfassung mit entsprechenden Schlussfolgerungen werden nächste Woche folgen. *Sn.*

*

1. *Fernweh und Heimweh*

Ein Primarlehrer schreibt:

Zweimal ist in den über dreissig Jahren, seit ich in dem einsamen Dörflein unterrichte, der Ruf von aussen an mich gelangt, und beide Male lehnte ich im letzten Augenblicke, nachdem ich schon am neuen Orte beginnen sollte, den Ruf ab und blieb, wo ich noch heute bin und zu bleiben gedenke. Warum nahm ich beide Male den schweren und berechtigten Vorwurf, nicht Wort gehalten zu haben, willig und schuldbewusst auf mich? Es sind ungezählte Stunden, die ich über dieser Frage gegrübelt habe, und die Antwort ist mir heute noch so fern wie am ersten Tage. — Es ist unverantwortlich, die Tatsache der Landflucht der jungen Lehrer, mit einigen scheinbar einleuchtenden Argumenten erklären zu wollen. Die wahren Gründe lagen von jeher und liegen auch heute noch viel tiefer, als Aussenstehende ahnen können und selbst die Nächstbeteiligten — die wegziehenden Lehrer — spüren. Charakteristisch ist sicher ein Erlebnis mit einem lieben jungen Kollegen, mit dem zusammen ich fünf unvergessliche Jahre der frohen Zusammenarbeit im Dienste der Jugend und des ganzen Dorfes verleben durfte und der dann — für mich ganz unvermutet — in die Stadt zog: Er berichtete fast jedem im Dorfe, der ihn über die für die Dorfbewohner unbegreiflichen Gründe seines Wegzuges ausquetschte, etwas anderes, so dass zuletzt ein ganzer «Salat» von Begründungen entstand und der liebe Kollege ganz unbegründet in den Verdacht kam, nicht bei der Wahrheit zu bleiben. Für mich blieb dann die nicht leichte Pflicht, ihn zu rehabilitieren, denn für mich war es sonnenklar: Er hatte selber nicht recht gewusst, warum er fortziehen wollte. Eine nicht über die Bewusstseinsschwelle hinaus gekommene Anwandlung von Fernweh hatte ihn ergriffen — wie so viele andere Kollegen zu allen Zeiten, und mich ja auch mehr als einmal.

Und wenn ich dann all jener gedenke, die einst ihr Glück in einer grösseren Ortschaft oder gar in der Stadt zu finden hofften oder ihren Kindern zuliebe einem Bildungszentrum zustrebten und dann — ob sie es zugaben oder nicht — vor Heimweh nach der Stätte ihrer ersten Wirksamkeit fast krank wurden und als bemooste Häupter gern wieder dorthin zurückkehren würden, ja dann bin ich froh, den Schritt damals nicht gewagt zu haben.

Es sind fast immer Gründe, die sich nicht in Worte fassen lassen, welche die jungen Kollegen aus unsern Dörfern wegtreiben; man gibt ihnen — den Gründen — einen Namen — und glaubt doch selber nicht recht an sie. Und oft meint man, es sich selber und seiner Berufsehre schuldig zu sein, dass man einmal «berufen werde» und auf diese Weise der staunenden Mitwelt zeigen könne, was man für ein «Hirsch» sei. Wenn dann noch etwa, wie das da und dort vorkommen soll, sich ein Laien- oder Berufsinspektor über die Kollegen mokiert, die «bis an ihr seliges Ende in ihrem Nestlein hocken», dann schüttelt der junge Kollege, kaum dass er in dem «Neste» ein wenig warm geworden ist, den Staub von den Füssen und merkt nicht, dass er in die Ferne zieht, aus der es kein Heimkommen mehr gibt. — Und doch gibt es Vernunftsgründe, die sich hören lassen: Der «Dorfschulmeister» kommt kaum dazu, ein Eigenleben zu führen; sein Haus, ob es eine Amtswohnung sei oder nicht, ist ein Glashaus, und alles in ihm und seiner Familie wird taxiert und in oft furchtbar liebloser Weise kritisiert. Es muss einen oft tiefinnerlich schmerzen, wenn man sehen muss, in welch grober und verletzender Weise die Liebe und das Bemühen um Kinder und Erwachsene, die einen jungen Kollegen entflammen, missachtet, verlacht und verspottet werden, und wie Missverständnisse, die mit ein paar verständigen Worten aus der Welt geschafft werden könnten, einen mit allen guten Vorsätzen erfüllten Kollegen aus dem Dorfe treiben. Nur ein Beispiel: Ein Kollege hatte seit rund einem Dutzend Jahre in vorbildlicher Weise in einem kleinen Dorfe geamtet und neben der Schule sich in mannigfaltiger Art nützlich gemacht. Weder er noch seine Frau dachten je daran, den Ort, der ihnen zur zweiten Heimat geworden war, zu verlassen. Eines Abends — das Dörflein lag in tiefem Frieden, und aus dem nahen Walde schrien die Nachtvögel, krachten in nächster Nähe des Schulhauses Böllerschüsse, denn am folgenden Morgen sollte eine Hochzeit stattfinden. Bald war aus dem Nachbardorfe der Landjäger da und strafte die jungen Burschen wegen Unfugs. Dabei tat er — sicher ohne zu ahnen, wie folgenschwer seine Worte sein sollten — die Äusserung: Wisst Ihr denn nicht, dass des Lehrers Frau in nächster Zeit ein Kind erwartet? Für die Burschen war es nun eine Selbstverständlichkeit, dass der «Schulmeister» dem Landjäger telephoniert habe. Zufälligerweise hatte er wirklich — was damals noch eine Ausnahme bedeutete — einen Telephonanschluss in seiner Wohnung, denn er war Gemeindeschreiber; er hatte aber den verhängnisvollen Anruf nicht auf dem Gewissen, sondern der Pfarrer. Dieser hatte in bester Absicht und mit Rücksicht auf die hochschwangere Frau des Lehrers dem Landjäger angerufen. Es geht auf keine Kuhhaut, was sich der Lehrer und seine Frau in der Folge von den jungen Burschen zu allen Tages- und Nachtzeiten für Gemeinheiten gefallen lassen mussten, bis er dann halt eben weiterzog und schweren Herzens die Stätte, an der er lebenslang zu wirken gehofft hatte, mit einer grossen Ortschaft vertauschte. — Ein halbes Dutzend ähnlicher Beispiele aufzuzählen, wäre mir eine Kleinigkeit.

Es gibt erschreckend viele kleine Gemeinden, die nicht wissen, was sie an ihren Lehrern haben. Es ist eine in Fachkreisen längst bekannte Tatsache, dass viele Gesamtschulen zu den besten des Landes gehören und ihre Leiter an Tüchtigkeit manchen städtischen Kollegen weit übertreffen. Hier wieder ein Beispiel: Ein Kollege, weit umher als einer der Tüchtigsten bekannt, wird seit vielen Jahren immer wieder von Seminarlehrern und Erziehungsdirektoren während der Arbeit besucht, um den zukünftigen Erziehern einen erfahrenen Praktiker an der Arbeit zu zeigen. Da kommt wieder einmal der Schulinspektor mit zwei Autocars voll ausserkantonalen Schulfachleuten in das abgelegene Dörflein, um unsern Kollegen an der Arbeit zu sehen. Ein Schulpfleger aus dem Dörflein lässt sich auch in die Nähe, und bei guter Gelegenheit schleicht er sich an den Inspektor heran und frägt ihn in fast kindlich anmutendem Ernst: «Sagt mir jetzt einmal aufrichtig, Herr Inspektor, ist unser Lehrer wirklich so tüchtig, oder ist das alles, was Ihr da mit ihm macht, nur Theater?» — Traurig, aber wörtlich wahr!

Ja, diese Schulpfleger! Sie meinen es ja in ihrer Mehrzahl sicher ehrlich und recht; aber wo sind sie, wenn ein Lehrer ungerecht angegriffen oder verdächtigt wird? Wie wenige sind es, die, wenns nötig ist, Zivilcourage zeigen? Während langen Jahren hatten wir neben dem Schulhaus einen ältern Mann, der von Zeit zu Zeit in unsittlicher Art sich an Schüler heranmachte, nicht so, dass es nötig oder gerechtfertigt gewesen wäre, die Polizei zu benachrichtigen, aber doch so, dass man als verantwortungsbewusster Erzieher einschreiten musste.

Mein Kollege machte in den Schulpflegesitzungen zu wiederholten Malen auf die Sache aufmerksam; Eltern reklamierten — nichts geschah. Ich sprach später beim damaligen Präsidenten der Schulpflege privat vor, denn die Sache war unterdessen zum richtigen Exhibitionismus ausgeartet, und immer noch hatte die Behörde nicht den Mut, den Mann zu warnen. Da blieb mir nichts anderes übrig, als selber einzuschreiten. Ich tat es und sagte dem Übeltäter in Gegenwart seiner Frau, was ich von ihm halte und was er zu erwarten habe, sobald nochmals ein Rückfall vorkomme. Resultat: Es besserte sofort, kein Rückfall; aber ich und meine Familie sind seither in der weiten Verwandtschaft des Nachbarn in keinen Schuh mehr recht. Mein eingangs erwähnter Kollege, der seit einem Jahr in einer grösseren Ortschaft wirkt, erzählte mir begeistert, wie wohl ihm sei, seit er das feste Gefühl habe, in jedem noch so heikeln Falle eine Behörde im Rücken zu haben, die Mannesmut und Charakter zeige, wenn es sich darum handle, unverständige Eltern — und die sind es ja in den weitaus meisten Fällen, die uns die Berufsfreude vergällen — zur Ordnung zu weisen. Ich wenigstens habe noch von keiner dörflichen Schulpflege gehört, die den Mut gehabt hätte, fehlbare Schüler dadurch zu strafen, dass sie an der Schulreise nicht teilnehmen durften und an dem Reisetag Arrest hatten. Eine solche Strafe ist aber in einer mir bekannten Vorortsgemeinde von der dortigen Schulpflege ausgesprochen und auch durchgeführt worden. Da könnte unsereiner lange warten, bis er solche Hilfe fände!

2. *Von der Trägheit der Behörden*

Ein Sekundarlehrer klagt:

Ich bin seit über zehn Jahren an einer Landschule tätig und verspüre nun auch den Drang, in die Stadt oder eine grössere Industriegemeinde zu wechseln. Ich weiss genau, wieviel Schönes ich einmal zurücklassen werde: konzentrationsfähige und anhängliche Schüler, ein enges, freundschaftliches Verhältnis zur Bevölkerung, eine geruhsame und freie Schulführung und anders mehr. Und doch habe ich einen gewichtigen Grund, das Kleindorf zu verlassen: Es sind die Unfähigkeit und Trägheit der Behörden, das Festhalten an alten schlechten Gewohnheiten, was einem immer wieder zum Hemmschuh in

seinem ehrlichen Streben wird. Turn- und Schwimmunterricht, Ferienwanderungen, Handarbeitsunterricht, Förderung zurückgebliebener Schüler, Schulbeginn, Ferienverteilung, selbst der Kampf gegen den Alkoholgenuss der Schüler sind nur ein paar Probleme, die an vielen Orten von den Behörden nur mit Misstrauen und Ablehnung behandelt werden. So vieles, was in städtischen Verhältnissen für Unterricht und Erziehung selbstverständlich ist, muss in langer Anstrengung gegen mangelde Einsicht und schlechten Willen erkämpft werden. Aber dieses Kämpfen ermüdet den Lehrer allmählich und er sieht die Alternative vor sich: sich aufreiben und vorzeitig die Lebenskraft verlieren oder den Kampf aufgeben und mit schlechtem Gewissen den Dingen ihren Lauf lassen. Um nicht gegen das Gewissen zu handeln, zieht es eben mancher verantwortungsbewusste Lehrer vor, dem Dorf den Rücken zu kehren, um das Kämpfen wieder einem Jüngeren zu überlassen. Es ist nicht Sache eines jeden Kollegen, 40 Jahre lang im gleichen Lokal Schule zu halten und bei der Bevölkerung beliebt zu werden, wenn er sich im Alter sagen muss: Diese Beliebtheit habe ich durch *Nicht*kämpfen erkämpft. Denn es ist immer noch am einfachsten, lieb Kind zu sein, wenn man sich für nichts einsetzt.

3. Der Albdruck der Bestätigungswahlen

Ein Sekundarlehrer schreibt:

Wenn man diesen trefflich geschriebenen Lehreraufruf im «Beobachter» liest, scheint es einem tatsächlich unbegreiflich, dass so viele Lehrer vom Land in die Stadt ziehen — oder sagen wir lieber: zogen; denn Zürich beispielsweise hat seit Jahren die grösste Mühe, für die ausgeschriebenen Lehrstellen genügend Anmeldungen zu erhalten. Die Vorteile des Landschulmeisterlebens, die der «Beobachter» nennt, sind wirklich nicht zu leugnen, und gerade diejenigen, die mehr idealer Art sind, haben manch tüchtigen Lehrer bewogen, dem Zug in die Stadt zu widerstehen; denn die leider selbst auf dem Land nicht selten vertretene Meinung, im Dorf bleibe nur, wer von der Stadt nicht akzeptiert werde oder würde, ist ganz falsch.

Aber es gibt auch Gegengründe, und zwar nicht materialistischer Natur, und manch älterer standhafter Dorfschullehrer hat seinen Landidealismus schon schwer bereut, einmal, weil sein Privatleben unter strenger Kontrolle steht, oft genug einer sehr kleinlichen und rückständigen Kontrolle; in unserem Kanton aber vor allem, weil ewig der Albdruck der periodischen Wiederwahl auf ihm lastet. Ich weiss, dass man in weiten Kreisen, selbst unter Lehrern, dieser Sache keine grosse Bedeutung zumisst. «Die Wiederwahl ist nun einmal Gesetz, und noch ein sehr demokratisches, und wer ein gutes Gewissen hat, braucht sie nicht zu fürchten», so entgegnet man mir. Aber wer die (noch nicht geschriebene) Geschichte dieser Wieder- und Wegwahlen verfolgt, sieht bald, dass die Wegwahlen meistens gar nicht wegen Versagens in der Schulstube, sondern aus verschiedensten andern, oft höchst ungerechten Gründen erfolgt sind. Es wäre auch höchst aufschlussreich, die Rangliste, die ein Fachinspektor von seinen Lehrern aufstellen würde, mit der Liste zu vergleichen, die nach der Zahl der Ja und Nein geordnet ist. Nach meinen Erfahrungen als Bezirksschulpfleger wären die beiden Ranglisten weitgehend entgegengesetzt! Wieso ist so was nur möglich? Nun, erstens gibt ja die Anzahl der Ja gar keinen zuverlässigen Aufschluss über die Tüchtigkeit des Lehrers. Abgesehen davon, dass der Stimmbürger ja gar nicht in die Werkstätte des Lehrers hinein sieht und übrigens auch nicht das nötige fachliche Wissen für eine gerechte Beurteilung hat, so müsste man vor allem das *Gewicht* dieser Ja und Nein feststellen können. Damit will ich sagen, dass eben auf dem Stimmzettel ein begeistertes «Ja!» genau so viel oder so wenig wiegt wie ein verweigertes Ja, nämlich eine leere Stimme, die in unserem Kanton bei den Widerwahlen als Ja gezählt wird. Und wofür erhält man die gefährlichen Nein? In erster Linie für seine charakterfeste Haltung, für seine Unbestechlichkeit, bei Promotionen und Aufnahmeprüfungen, bei all dem Widerstand gegen soziale Ungerechtigkeit und alte Zöpfe, gegen Kitsch und Geschmacklosigkeit im Vereinsleben, gegen all das Beschränkt-Konservative, das man auf dem Land in gewissen Gegenden noch treffen kann. Der geneigte Leser in der Stadt und in einem Kanton ohne Volks-Wiederwahl denkt nun vielleicht, das sei gewissermassen theoretische Überlegung, in der Praxis sei die Sache nicht halb so schlimm. Gut — nennen wir noch ein Beispiel aus der Gegenwart meiner Gemeinde. Ein Sekundarlehrer, der nun das 40. Jahr an dieser Schule ist, anerkannt tüchtig, langjähriges Mitglied der Bezirksschulpflege, auch im Privatleben einwandfrei, von den guten Schülern geschätzt, überlegt es sich ernstlich, von dieser Stelle zurückzutreten und sich dem Staat als Vikar zur Verfügung zu stellen, nur weil er die Wiederwahl fürchtet. Er ist nämlich schon bei der letzten Wiederwahl, vermutlich von einem rachsüchtigen ehemaligen Schüler im Lokalblatt zur Wegwahl «empfohlen» worden, mit der Begründung, er beschimpfe die Arbeiterkinder. Diese offensichtlich hetzerische Art der Begründung war zwar deutlicher Unsinn (es waren einfach zufällig Arbeiterkinder, denen er wegen Lümmeleien und Faulheit «wüst gesagt» hatte); aber das Inserat hat dem langjährigen Lehrer doch 100 Nein mehr eingebracht als 6 Jahre vorher! — Ich verzichte auf die Zitierung weiterer Ungerechtigkeiten, bleibe aber bei meiner Forderung: Weg mit der Volks-Wiederwahl!

4. Die «Landflucht der Lehrer»

Ein Thurgauer Lehrer hat zu diesem Thema eine längere Abhandlung in einer führenden kantonalen Zeitung veröffentlicht, die er uns zusendet. Wir drucken den Abschnitt daraus ab, dem der Autor selbst den Untertitel «*Angst vor dem Alter*» gegeben hat.

Warum lassen sich die jungen Schulmeister trotzdem an die grossen Orte wählen? Es ist bestimmt nicht nur Materialismus, wie sehr oft angenommen wird, der sie diesen Schritt tun lässt. Die Einkommensunterschiede sind übrigens gar nicht mehr so gross, wenn die hohen Wohnungsmietzinsen in den Städten gebührend miteingerechnet werden. Es ist vielmehr eine anderes, viel wichtigeres Motiv, von dem leider in einschlägigen Diskussionen nie die Rede war: *Die Angst vor dem Alter*. Dabei denke ich bei dieser Angst, die sich in viele Lehrerherzen eingenistet hat, nicht nur an die materialle, sondern vor allem an die seelische Angst. Der Landlehrer ist so lange der geachtete Herr Lehrer, als er gesund und frisch seine Schularbeit zur besten Zufriedenheit der Schulvorsteherschaft und der Eltern besorgt. Wird er aber älter, gibt seine Spannkraft nach, stellen sich Gehör-, Nerven- und andere Schulmeisterkrankheiten ein, dann wird dem einstmals hochgeachteten Lehrer rücksichtslos zu merken gegeben, dass sein Rücktritt vom Schuldienst fällig sei, und zwar auch dann, wenn das 65. Altersjahr noch nicht erreicht ist. Ich kenne einen lieben, stets hilfsbereiten Kollegen, der sich während vierzig Jahren mit Hingabe seiner Gesamt-

schule gewidmet hat und dem der Schulpräsident eines Tages nahelegte, gelegentlich an den Rücktritt zu denken. Als Begründung führte der taktvolle Herr an, dass sich im Dorf ein Männerchor konstituiert habe, der einen jungen Dirigenten benötige! Man kann sich vorstellen, welche Bitternis und Enttäuschung sich in der Seele des in Ehren ergrauten Landschulmeisters verbreitete. Eine ähnliche Taktlosigkeit könnte an einer grösseren Gemeinde nicht geschehen. Die Behörden und Schulbürger einer grösseren Gemeinde sind in dieser Hinsicht gegenüber einem älter werdenden Lehrer viel grosszügiger. Sie könnten dies auch insofern eher sein, als die einzelnen Schulabteilungen immer wieder die Lehrer wechseln und allfällige methodische Fehler wieder korrigiert werden können, was an einer Gesamtschule selbstverständlich nicht möglich ist. Kommt aber die Schulvorsteherschaft einer grösseren Gemeinde doch einmal in die Lage, einen invalid gewordenen Lehrer im Einverständnis mit dem Erziehungsdepartement vom Schuldienst zu entlassen, so hat dieser Lehrer Anspruch auf eine Invalidenrente, die ihm von der Gemeinde ausbezahlt wird. Der Landlehrer hat aber von seiner Gemeinde gar nichts zu erwarten. Auch für die Lehrerswitwen und -Waisen leisten die Landgemeinden nichts. Sie bezahlen lediglich einen Lehrstellenbeitrag von hundert Franken jährlich — nur etwa ein halbes Dutzend Schulgemeinden bezahlen freiwillig etwas mehr — an die Thurgauische Lehrerstiftung, während der Lehrer selber das Drei- bis Vierfache dieses Betrages zu entrichten hat. Die Renten, welche zu gegebener Zeit zur Auszahlung kommen, sind so bescheiden, dass von einer genügenden Alters- oder Invalidenfürsorge nicht gesprochen werden kann. Es steht fest, dass es um die finanzielle Lage vieler Invalidenrentner denkbar schlecht bestellt ist. Es ist in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass es oftmals finanzielle Motive einem invalid gewordenen Lehrer unmöglich machen, ein Lehrverhältnis im Interesse der Schule zu lösen. Derweilen hätte gerade in diesen Fällen die Schulgemeinde ein grosses Interesse daran, dass bei der Auflösung eines Lehrverhältnisses keine Schwierigkeiten finanzieller Art entstehen.

Ich möchte nicht missverstanden werden: Es geht mir nicht darum, ein Klagelied über die wirtschaftlichen Verhältnisse innerhalb des Lehrerstandes anzustimmen. Ich bin vielmehr der Auffassung, dass die *Lehrerbesoldungen* im Kanton Thurgau nach Inkrafttreten des neuen Lehrerbesoldungsgesetzes und nachdem der Lehrermangel noch etwas nachgeholfen hat, *befriedigend* sind. Sie genügen aber nicht, um genügende finanzielle Reserven für das Alter oder Invalidität anzulegen. Diese Behauptung werden viele Selbständigerwerbende, welche im Lohn fälschlicherweise so etwas wie einen Reingewinn erblicken, nicht verstehen. Die Tatsache bleibt aber bestehen, dass der Lehrer auf eine vorsorgliche Alters- und Hinterbliebenenversicherung angewiesen ist; auf die letztere um so mehr, als die Alters- und Hinterbliebenenversicherung eine solche nicht kennt. Ist es nun verwunderlich, wenn der Lehrer jenen Wirkungskreis wählt, wo von der Schulgemeinde aus in dieser Beziehung durch Schaffung von *Pensionskassen* vorgesorgt wurde?

5. Abwertung der Kultur

Ein Lehrer berichtet aus katholischem Milieu:

Ein wichtiges Moment liegt in der Führung der Mehrklassenschule. Dem Lehrer der kleinen Gemeinde obliegt zumeist einer 3—4klassigen Schule vorzustehen, welche Aufgabe mühevoller und auf die Dauer höhere Anforderungen an die Nervenkraft stellt als die Einklassenschule. Dieser Umstand wirkt sich um so schwieriger aus, als der Zudrang zu der erweiterten Volksschule den hintersten Winkel erfasst hat. Hier muss der Lehrer des kleinen Dorfes die Konkurrenz mit denjenigen der grossen Ortschaften und Städte aushalten. Bringt er nun infolge des ausgeklügelten Prüfungsmodus seine Zöglinge nicht an, so wird ein negatives Urteil gefällt, das sich evtl. auch bei der Wiederwahl geltend macht.

Die Zeiten sind vorbei, da der Lehrer in der Poesie der Landwirtschaft, der Bienenzucht, eine angenehme Nebenbeschäftigung fand, die reiche Anregung bot, und die ihm einen bescheidenen materiellen Erfolg für die Bemühungen eintrug. Seit einer Reihe von Jahren ist die Bienenzucht in weiten Gebieten der Schweiz leider zum Verlustgeschäft geworden. Mit gutem Gewissen darf man mancherorts keinen Junglehrer aufmuntern, sich dieser einst idealen Sache anzunehmen.

Unsere Dörfer haben sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt. Geschlossene Bauerndörfer gibt es ja fast nicht mehr. Bauernsöhne wandern heute an Industrieplätze dem Verdienste nach. Früh morgens verreist der Vater und kehrt oft erst abends nach dem Einnachten zur Familie heim, so dass er wenig bei der Familie wohnen kann, was sich auf die Erziehung der Kinder ungünstig auswirkt. In der Stadt und grossen Ortschaften gibt es Hilfsschulen, und die Gemeinde ist finanziell eher in der Lage, schwererziehbare Elemente zu versorgen. Der Kosten wegen muss der Landlehrer gar oft Schüler in den Normalklassen mitschleppen, die anderwärts versorgt würden. Aus dem gleichen Grunde wagt mancher Lehrer nicht, für die Schulbibliothek und den Naturkundeunterricht grössere Kredite zu verlangen aus der Furcht, der allzu sparsame Verwalter der Schulkasse könnte sie ihm verweigern.

Die allgemeine Abwertung, die jegliche Autorität erfahren hat, traf auch den Lehrer, was seinem Ansehen und Einfluss Abbruch tat und der Führerschaft auf kulturellem und gemeinnützigem Gebiet nicht eben förderlich ist. Der um die Eigenart und Urwüchsigkeit besorgte Lehrer hat es damit viel schwerer, ideale Ziele zu verwirklichen, und wenn dann noch Unverstand und Missgunst die edlen Bestrebungen hemmen, dann braucht es nicht viel, bis ein so enttäuschter Jungpädagoge flügellahm wird.

In kleinen Verhältnissen ist es fast nötig, dass der Lehrer die Organistenpflicht übernimmt. Der katholische Kirchendienst stellt an das Können hohe Anforderungen und beansprucht die Kräfte des Stelleninhabers sehr, da vor Schulbeginn fast täglich manche Gottesdienste seine Anwesenheit erfordern. Der Lehrerorganist kann auch nicht wie viele andere Bürger im Land herum sich der schönen Feste des Jahres unbeeinträchtigt hingeben. Auf ihn wartet an den grossen Feiertagen eine harte Arbeit, so dass er dann müde und abgespannt die neue Woche beginnen muss. Wenn dazu noch eine ungenügende Bezahlung und geringe Wertschätzung der grossen Leistung kommen, dann ist es wohl zu verstehen, wenn der musikalisch begabte Mann ein dankbareres Feld aufsucht.

Der Landlehrer muss von seinem Wissen fast stets geben. Selten einmal bietet sich ihm Gelegenheit, zu empfangen. Will er sich ab und zu neue Impulse holen und sucht die nächste Stadt auf, so deutet man ihm diese Reisen gar bald als Vergnügungssucht. In grossen Gemeinden können die Lehrer ihre Kinder weitgehend am

(Fortsetzung Seite 120)

KLEINE SCHWEIZERCHRONIK

WIE DER DREILÄNDERBUND ENTSTAND

5. DER BUND VON 1291

Schattenriss, Tusche auf dunkelblauem Papier

Die Vögte werden verjagt
(Ende Juli 1291)

Tells Schuss war ein Signal. Die Eidgenossen erinnerten sich ihres Schwures und ertrugen die Herrschaft der Vögte nicht länger. Zuerst brachen die Urner die halbfertige Burg «Zwing-Uri». Darnach zerstörten die Schwizer die «Schwandau» und die Nidwaldner etliche Burgen zu Stans. Auf dem «Rotzberg» war eine Magd, die zu den Eidgenossen hielt. Die liess nachts ein Seil aus ihrer Kammer über die Ringmauer hinunter. Ein paar junge Burschen kletteren daran empor, drangen in die Burg ein und eroberten sie. Die Herren aber liefen über die Berge und aus dem Land.

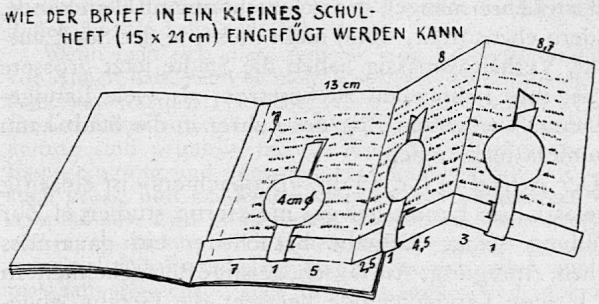
Der Bundesbrief

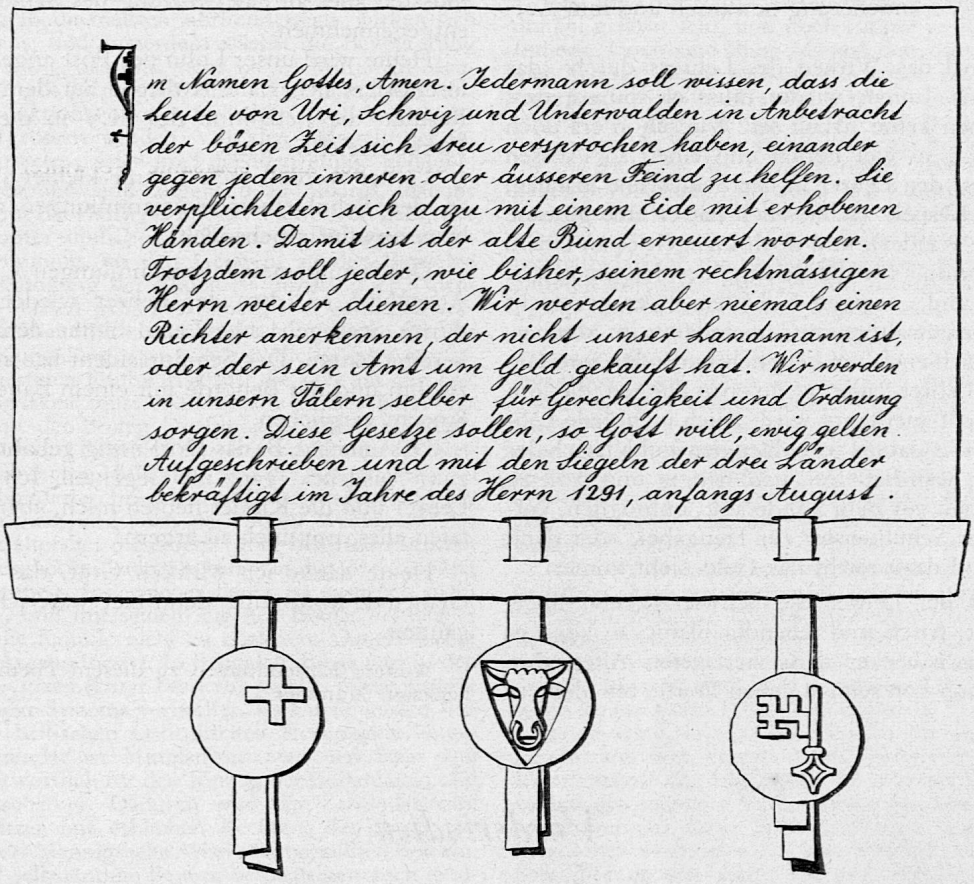
Während die Jungmannschaft die verhassten Türme brach, traten die älteren Männer zusammen, um die Gesetze des Bundes von 1273 neu zu ordnen und auf ein Pergament zu schreiben.

Diese ehrwürdige Urkunde ist lateinisch geschrieben und heisst «Der Bundesbrief von 1291».

Er wird heute im Archiv zu Schwiz aufbewahrt.

Der Tag, an dem die Eidgenossen der drei Länder diesen Brief beschworen und siegelten, ist der Geburtstag der Schweiz. Wir feiern ihn jedes Jahr am 1. August.





Anmerkung zum Bundesbrief

Darstellung des Briefes auf ein Heftblatt 21 × 29,7 cm (Originalgrösse: 20 × 32 cm) Querformat.

Kein Schmuck, mit Ausnahme der ersten Initiale. Kein «Antikisieren»! Der Schüler schreibe den Text mit seiner sorgfältigsten Schreibschrift. Dann wird der untere Rand des Blattes knapp unter die letzte Schreiblinie gefaltet. (Damit sollte das Anbringen irgendwelcher Zusätze verunmöglicht werden.) Wollen wir den Brief ins Heft einfügen, so müssen wir für jedes Siegel zwei Papierscheiben schneiden, die wir vorn und hinten auf die Bänder kleben, welche ebenfalls nur aus Papier bestehen. Wachs oder Siegellack würde im Heft zu dick auftragen und ausserdem auch bald zerbrechen.

Damit die Siegel für die Kinder leicht zu zeichnen sind, wurden sie stark vereinfacht, z. B. wurde die Umschrift weggelassen.

Auf das Siegel von Schwiz, das richtigerweise den hl. Martin zeigen müsste, zeichnen wir das einfache Kreuz, das den Kindern bekannt ist. Wem dies als eine zu grobe Verfälschung erscheint, mag das Schwizer Siegel, das ja auch am Original nicht mehr vorhanden ist, einfach weglassen. *H. H.*

Ort oder in der Nähe ausbilden lassen, wo sie täglich zu den Eltern heimkehren können. Der Lehrer fernab vom Verkehr muss sie schon relativ früh wegschicken und hat vermehrte Auslagen bei geringerer Entlöhnung und spärlichen Verdienstgelegenheiten. Dieses Argument fällt bei manchem Stellenwechsel sehr ins Gewicht.

6. Neid und Klatsch

Ein Zürcher Lehrer berichtet:

Acht Jahre lang amtete ich in einem abgelegenen Dörflein des Kantons Zürich und zog dann in eine Gemeinde mit 3000 Einwohnern. Aus meinen Erfahrungen kann ich Ihnen folgendes mitteilen:

Mit dem Begriff «Landflucht» wird immer wieder Missbrauch getrieben. Es trifft gar nicht mehr zu, dass die Lehrer vom Lande weglaufen. Es herrscht ganz einfach ein Lehrermangel, der sich nicht nur auf dem Lande, sondern ebensosehr, wenn nicht mehr, in der Stadt auswirkt. Verhältnismässig haben die Städte jetzt grössere Mühe, ihre Lehrstellen zu besetzen, als viele Landgemeinden. Von einem Zug der Lehrer in die Stadt kann man nicht mehr reden.

Der Artikel in Nr. 19 des «Beobachters» ist einseitig abgefasst. Ein Lehrer hat gar nie «fertig studiert»! Zur Erfüllung seiner Aufgabe braucht er ein dauerndes Suchen, Anregung, Austausch, geistige Beweglichkeit. In der kleinen Landgemeinde herrscht die Gefahr, abgeschlossen zu werden. Manchmal ist ein Wechsel wegen der geistigen Vereinsamung nötig. Ein Wegzug kann den Lehrer vor Verknöcherung bewahren und ihm Auftrieb geben.

Sehr oft wird das Wirken des Lehrers durch «das Dorf» gehemmt. Immer wieder muss er spüren, dass seine Arbeit eben keine Arbeit sei. Wie schön ers doch habe, dazu noch so viel Ferien und einen so grossen Lohn! Man lässt den Lehrer in der Schulstube machen, man zollt ihm Respekt (schliesslich hat er eine gewisse Macht über die Kinder), und doch mangelt es an einem besseren Verständnis für die Belange des Schulmeisters. In kulturellen und geistigen Gebieten ist er gar nicht immer frei. Dorfgewaltige im Gemeinderat, im Männerchor, am Jasstisch entfalten heimlich und offen ihre Gewalt. Mancher Lehrer leidet, wenn er in Dingen, die ihm nahe stehen, nicht anerkannt wird. Auch nicht jede Lehrersfrau besitzt die Gaben, trotz Neugier und Klatsch der Dorfbewohner, wahrhaft frei, unabhängig und froh zu bleiben. — Ferien auf dem Lande sind unmöglich, entweder greift der Schulmeister zur Heugabel, oder dann zieht er aus, und dazu reicht das Geld nicht immer.

Auch wenn der Lehrer die Schwierigkeiten überwindet, Idealist, frisch und lebendig bleibt, so kann es vorkommen, je näher er dem vierzigsten Altersjahre rückt, dass er sich von seinem lieben Dorfe, mit dem er verwurzelt ist, losreisst. Er wünscht nicht im Dorfe alt zu werden. Es würde ihm dann seine Abhängigkeit unter Umständen sehr zu merken geben.

7. «Herren und Knechte»

Aus einem andern Kanton wird temperamentvoll mit Nennung der Ortschaft geklagt. Wir haben diesen Namen weggelassen, da es sich hier nicht um eine Polemik, sondern um eine Untersuchung handelt, die das Ziel hat, Wege zu suchen, untragbare und allgemein schädliche Verhältnisse zu bessern.

Ich bin nun 12 Jahre an der Schule (6.—8. Klasse) und darf, da ich im kommenden Frühling in die Stadt ziehe, folgenden Kommentar abgeben:

Zuerst über die sogenannte *vertragliche Bringschuld* des Lehrergehaltes.

Im Herbst 1952 verlangte ich, mir den Lohn zu bringen oder per Post anzuweisen. Vorher musste ich «ihn» im Hause des Verwalters abholen. Nun fand man mein Begehren als frech und beschloss: Die Lehrer haben ihren Gehalt am letzten Tag des Monats, abends 7 ¼ Uhr, im Schulhaus abzuholen. Falls sie das nicht tun, bleibt das Honorar bis Ende des nächsten Monats im Depot der Schulverwaltung.

Nun gab es ein grosses Manöver. Ich ersuchte den Kantonalen Lehrerverein, hier zu helfen, aber niemand, auch die Juristen des Regierungsrates nicht, wollten von einer Bringschuld etwas wissen.

So stierten wir mit unsern eigenen Köpfen weiter, mussten aber an einer Sitzung des Schulrates allerhand entgegennehmen.

Heute wird unser Lohn per Post angewiesen, aber es interessiert sicher alle Kollegen auf dem Land, welches Resultat die Redaktion des SLV in diesem wichtigen Punkt erreichen wird.

Ferner werden viele Lehrer kleiner Landgemeinden an den Schulgemeindeversammlungen arg angepöbelt bzw. unwürdig behandelt.

Die Schulgemeindeversammlungen z. B. waren ohne Ausnahme so, dass der Lehrer wieder einmal hören durfte, was gehässige Leute hinter dem Bierglas vorbereitet hatten. Der Schulpräsident hat unser Verhältnis zu ihm und der Behörde mit einem Bauern und seinem Knecht verglichen.

Dass mich z. B. das Dorf nötig gehabt hätte, kam nie zum Ausdruck, ganz im Gegenteil. Ich war ein guter Lehrer und die Kinder liebten mich, aber die Leute hier taten alles, um mich zu ärgern!

Heute danke ich wirklich Gott, das ich von dieser Gemeinde loskomme, denn hier wäre ich zugrunde gegangen.

Weitere Einsendungen zu diesem Thema folgen in der nächsten Nummer.

Vorderindien

In Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit (BIGA) gibt der geographische Verlag Kümmerly & Frey eine Serie von Broschüren über fremde Länder heraus. Diese Büchlein, in Taschenformat, sind zwar in erster Linie für Kaufleute und Auswanderer bestimmt, vermitteln aber auch dem Lehrer wertvolle Angaben über die jetzt herrschenden Verhältnisse in zahlreichen Ländern, so dass wir die Kollegen gerne auf sie aufmerksam machen. Bis jetzt sind 17 Bändchen über folgende Länder erschienen:

Columbien/Venezuela/Trinidad; Nordafrika; Peru/Ecuador/Bolivien; Brasilien; Argentinien; Canada; Vereinigte Staaten von Amerika; Paraguay/Uruguay; Chile; Zentralamerika; Australien; Südafrika; Ostafrika; Belgisch-Kongo; Mexico; Neu-Seeland; Indien. Die Reihe wird fortgesetzt. Preis eines Bändchens Fr. 2.60 bis 7.80.

Für die Bearbeitung der einzelnen Bändchen wurden hervorragende Fachleute gewonnen. Das Bändchen *Neuseeland* stammt z. B. vom Schweizer Konsul in Wellington, dasjenige über Vorderindien von Prof. Dr. H.

Gutersohn. Aus diesem Bändchen drucken wir mit Erlaubnis des Verlags die beiden Kapitel *Landwirtschaft* und *Vorderindien als Auswanderungsland* als Leseprobe ab.

Weitere Kapitel orientieren über die Geographie der einzelnen Landesteile, das Klima, die Pflanzen- und Tierwelt, den Verkehr, die Bevölkerung und die neuesten staatlichen Organisationen. *

LANDWIRTSCHAFT

Dreiviertel der Bewohner Indiens sind Landwirte mit ihren Angehörigen, und nur 10% finden ihren Unterhalt in der Industrie. Indien ist also ein ausgesprochenes Agrarland. Die natürlichen Bedingungen sind ja für den Feldbau im ganzen gut;wo sie zu wünschen übrig lassen, ist mit künstlicher Bewässerung nachzuhelfen. Es gibt zwei wichtige Erntezeiten: die dem Sommermonsun folgende Herbsternte (Kharif) und die von dem sich zurückziehenden oder event. vom Wintermonsun abhängige Frühlingsernte (Rabi). Die Herbsternte ist in der Regel gesichert; wenn ein erster Anbau infolge ungenügenden Anfangsregen nicht gelingt, wird nochmals gepflügt und neue Saat ausgestreut. Die Frühlingsernte dagegen ist stärker gefährdet, denn für sie stehen ja ohnehin nur geringere Niederschläge zur Verfügung.

Indien war jahrzehntelang Überschussgebiet, welches beträchtliche Mengen von Nahrungsmitteln ins Ausland abgeben konnte. Vor allem Weizen konnte z. B. aus der Überschussprovinz Punjab exportiert werden. Dies ist leider anders geworden. Die Nahrungsmittelbilanz ist wohl in Pakistan in der Regel aktiv; Pakistan berichtete z. B. im Herbst 1949, dass es einen Weizenüberschuss habe von 6 bis 900 000 t, dagegen Ostpakistan ein Reisdifizit von 2—300 000 t. Ceylon muss zwei Drittel seines Reiskonsums einführen. Auch in Indien ist die Bilanz defizitär, das Agrarland muss noch Nahrungsmittel einführen und dafür Geld aufbringen, das es in den kommenden Jahren des beschleunigten Aufbaus so bitter selbst nötig hätte. Warum dieses Passivum? Eine Reihe von Mängeln, die meisten jahrhundertealt, wirken sich immer stärker aus, und ausserdem wächst die Bevölkerung jährlich um etwa 1%, das sind mehr als 3,5 Millionen Menschen! Auch sie gilt es zu ernähren. Es genügt also nicht, das frühere Produktionsvolumen zu halten, sondern es muss beträchtlich vergrössert werden. Von den Mängeln der indischen Landwirtschaft seien im folgenden einige genannt:

Die Hektarerträge sind allgemein zu niedrig, manche Pflanzung gibt nur die Hälfte, ja nur ein Viertel von dem, was andere Länder unter ähnlichen Bedingungen einheimsen. Es fehlt an der Düngung, an den Geräten, an den Betriebssystemen. Die Düngung der Böden ist unzulänglich, Viehdünger wird in Massen wohl gesammelt, aber dann getrocknet und als Hausbrandmittel verwendet. Er ist also für das Feld verloren. Kunstdünger ist zu teuer, die Felder unterliegen einer andauernden Raubwirtschaft, die sich mit der Zeit katastophal auswirken muss. Nur gerade in der Nähe der Siedlungen erhält der Boden Dorfdünger. Auf dem Acker wird mit nach unsern Begriffen äusserst primitiven Geräten gearbeitet. Ein einfacher Holzpflug, von der Art, wie man sie schon vor Jahrhunderten brauchte, ritzt den Boden, statt ihn richtig umzubrechen, und auch die andern Werkzeuge des Bauern sind seit altersher dieselben. Unter den Bauerngütern gibt es viel Zwergbesitz, Landgütchen von nur 20 a Umfang sind keine Seltenheit. Ein solcher Bauer ist natürlich nicht voll beschäftigt, und mit seinem eigenen Boden vermag er auf jeden Fall die Familie nicht zu ernähren. Daneben aber gibt es viel Grossgrundbesitz. In Bengalen, Bihar und in den Vereinigten Provinzen (Uttar Pradesh) war bis in die jüngste Zeit des Zamindar-Systems verbreitet. Es wurde in den frühen Tagen der britischen Ostindischen Kompagnie eingeführt. Der Zamindar ist Mittelsmann zwischen Staat und Bauer, ist verantwortlich für den Einzug der Bodentaxen und wird dafür entschädigt. Dadurch wird der Zamindar zum Grossgrundbesitzer mit erblichen Rechten, der Bauer dagegen ist Pächter. Mannigfache Missbräuche stellten sich ein.

Pächter und selbständige Bauern beschäftigen auch landwirtschaftliche Tagelöhner. Die Löhne sind durchwegs sehr klein. Ein grosser Teil der bäuerlichen Bevölkerung ist arg verschuldet. Ein Zamindar oder auch Orts-Geldverleiher stellt bei Bedarf Geld zur Verfügung, nimmt aber einen nach unsern Begriffen übersetzten Zins. Das Geld wird insbesondere bei gewissen Familienfesten benötigt, z. B. bei der Hochzeit einer Tochter, die eine angemessene Mitgift erhält, und wo beim Hochzeitsfest eine Masse von Verwandten eingeladen und auf eine Art bewirtet werden muss, die die Finanzkraft des Gastgebers weit übersteigt. Solche Schulden drükken schwer und liefern den Schuldner allzu stark dem Gläubiger aus.

Obschon Indien grosse Bestände an Vieh besitzt, ist die Viehwirtschaft ungenügend. Es fehlt namentlich an einer richtigen Ernährung des Tieres. Ein eigentlicher Futterbau ist kaum bekannt, die Rinder fressen Stroh oder suchen sich an Strassenrändern und Feldwegen selbst etwas Grünfutter zusammen. Die Trockenperiode ist für sie eine Zeit bitteren Hungers. Das Bild der in Dörfern und Städten herumstreifenden heiligen Kühe, die in Komposthaufen und Abfallkübeln wühlen, ist jedem Indienfahrer bekannt. Die Tiere sind denn auch unterernährt und geben wenig, allerdings fettreiche Milch. Am besten sind offenbar die Ochsen und Büffel gehalten, welche als Zugtiere benützt und daher möglichst bei Kräften bewahrt werden. Das Fleisch wird von den Hindus nicht gegessen, einzig die Haut kann verwendet werden. Ähnliches gilt für Ziegen, Schafe und Kamele. Schweine werden vorwiegend von den Kastenlosen, den Parias gehalten. Dem Europäer allerdings stehen in den Städten Fleischgerichte zur Verfügung. Am 1. März 1950 wurde der Viehbestand Indiens geschätzt auf 136 Mio Rinder, 40 Mio Büffel, 37 Mio Schafe, 46 Mio Ziegen.

Wenn man sich diese Arbeits- und Lebensbedingungen vor Augen hält, kann es nicht wundernehmen, dass der einfache Bauer arm ist, ja mancherorts in einer Armut lebt, die für uns kaum vorstellbar ist. Die Behausungen dieser Bevölkerung sind primitiv, manche Dorfgassen schmutzig, das Essen eintönig und ungenügend. Die Sterblichkeit ist denn auch gross, und Epidemien oder Dürren wirken sich katastrophal aus. Und in all diesen Verhältnissen fristet die Bevölkerung ihr kärgliches Dasein, willig ergeben in das harte Schicksal. Der Fremde, der ins Dorf kommt, wird wohl aufmerksam angeschaut, aber die Erwachsenen sind freundlich, ja liebenswürdig, und die Kinderschar begleitet ihn durchs ganze Dorf und bestaunt alles, den Photoapparat, den Notizblock, das Schreibzeug und die Armbanduhr.

Das Bild der Landwirtschaft mag dunkel, vielleicht zu dunkel gefärbt sein, und doch stimmt es für weite Bereiche Indiens. Doch sind diese Mängel den Einsichtigen und namentlich den Behörden längst bekannt. Es sei nur daran erinnert, wie Mahatma Gandhi das Leben auf dem Dorf immer wieder mit allen Mitteln zu verbessern bestrebt war. Die junge indische Regierung setzt sich mit vorbildlicher Energie für die Hebung der Landwirtschaft und damit der bäuerlichen Bevölkerung ein. Schon ist das Zamindarsystem in verschiedenen Provinzen im Abbau begriffen, es sollen Entschuldungen durchgeführt und den Bauern Betriebe angemessener Grösse zur Verfügung gestellt werden. In den Vereinigten Provinzen gab es 2 Mio Zamindars, das Ablösungsgesetz wird 50 Mill. Bauern eigenes Land bringen. Die Düngung wird erklärt und gefördert, staatliche Agrarinstitute stellen Sämereien zur Verfügung, in vielen Dörfern gibt es Ackerbaustellen, deren Betreuer eine vorbildliche Tätigkeit entfalten. Neue Geräte werden vorgeführt und zu annehmbaren Preisen zur Verfügung gestellt, für Grossbetriebe gibt es moderne Traktoren, die ein Vielfaches leisten. Da und dort werden auch Genossenschaften gegründet und damit die Zusammenarbeit von Gruppen oder ganzen Dörfern zum Wohle aller organisiert. Der Ausbau der Bewässerungsanlagen wird machtvoll gefördert.

Aber all das braucht Zeit, braucht namentlich auch eine gewaltige Erziehungsarbeit. Denn die ganze Tätigkeit des einfachen indischen Landmannes richtet sich nach dem Althergebrachten, nach dem seit Generationen Bestehenden. So wie es die Vorfahren hatten und machten ist es richtig, denkt er, und wenn es auch jetzt in meinem Leben schmal zugeht, wenn ich nur meine Pflicht erfülle und die Vorschriften meiner Religion achte, so wird mir alles für ein nächstes Leben gutgeschrieben sein. Gegen dieses Verharren in der Tradition hatten schon die Engländer zu arbeiten, in ihr läuft sich manch gut gemeinte Verbesserung tot. Die heute führenden Inder sind sich dieser Schwierigkeiten bewusst; sie wissen namentlich auch, dass nur eine richtige, allen zukommende Schulbildung frei macht für eine allmähliche Hebung der Lebenshaltung des indischen Bauern.

Irrigation

Wenn nach dem vorstehend Gesagten dem indischen Landmann eine gewisse Passivität den sich aufdrängenden Bedürfnissen der Landwirtschaft gegenüber vorgehalten werden muss, so ist es andererseits erstaunlich, in welchem Masse die künstliche Bewässerung zur Hebung der Erträge und zur Ausweitung des produktiven Areals eingesetzt ist. Freilich ist es bei diesen Bewässerungsanlagen eben nicht der ein-

zelne Bauer, der sie geschaffen hat, die meisten sind kollektive Schöpfungen, aber auch solche, die dem Willen eines einsichtigen Herrschers entsprangen. Von den rund 120 Mio ha angebautem Land ist etwa $^1/_5$ bewässert. Auf diesem Vorzugsareal sind die Erträge stark erhöht, vor allem aber sind sie auch gesicherter als dort, wo man nur von den Regen direkt abhängig ist.

Drei Methoden sind es, nach denen seit altersher die Feldbewässerung betrieben wird: die Stauteiche (Tanks), die Grundwasserheber und die Kanäle. Betrachtet man die topographische Karte gewisser Teile des Deccans, so fallen einem die vielen Stauteiche sofort auf. Sozusagen bei jedem Dorf ist der vorüberziehende Bach mit einem Erdwall abgedämmt, und wenn das Gewässer in der Sommermonsunzeit Wasser bringt, so wird dieses aufgestaut, als Trink- und Brauchwasser für das Dorf benutzt und namentlich durch Schieber und Ablaufkanäle nach Bedarf in die anschliessenden Felder hinaus geleitet. In der Provinz Madras soll es rund 40000, in den Zentralprovinzen gar 50000 derartige Stauteiche geben. Sie gehören zum Bild des Dorfes, und wer mit Auto oder Bahn durch das Land fährt, wird immer wieder diese Teiche sehen, auch wenn sie gerade trocken liegen. Unter den Stauteichen gibt es Werke von beachtlicher Grösse, Wir erwähnen z. B. die Anlage am Cauvery-Fluss im Staate Mysore, den Krishnaraj Sagar-Damm. Er dämmt einen See von 125 km² ab, und der ihm entspringende Irwinkanal bewässert ein Areal von 480 km².

Ähnliches gilt für andere Provinzen in bezug auf die Grundwasserheber. In Hindustan gibt es bei jeder Feldergruppe einen Schacht, in dessen Tiefe das Grundwasser ansteht. Ein Gebälk darüber trägt eine Rolle, und von hier aus zieht ein Paar Ochsen das Zugseil 15—20 m weit leicht abwärts, damit einen ledernen Beutel voll Wasser aus der Tiefe hebend. In diesen Brunnen steht das Wasser 5—10 m tief unter Flur. Es finden sich auch Einrichtungen, bei denen die Zugtiere mit einem Göpel ein Paternosterwerk in Gang halten.

Von grösster Bedeutung ist indessen die Kanalbewässerung. Sie ist z. B. in Punjab jahrhundertealt, erfuhr aber in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts einen umfassenden Ausbau. Das Wasser wird den aus dem Himalaya kommenden Flüssen unmittelbar vor Eintritt in die Ebene in grossen Wehren seitlich abgezweigt, in Hauptkanäle, von diesen in Nebenkanäle erster, zweiter, dritter Ordnung und schliesslich in die Feldparzellen gelenkt. So gehen z. B. vom Sutlej 10 Hauptkanäle ab, die zusammen mehr als 2 Mio ha Felder bewässern. Derartige Kanäle wandelten Halbwüsten zu wertvollstem Kulturland um. Provinzen, die vorher kaum besiedelt waren, sind dank der Irrigation zu dicht bevölkerten und intensiv bewirtschafteten Überschussgebieten geworden, mit Kanälen, Strassen und neuen Dörfern.

Zu den grossen Werken dieser Art zählt auch der Sukkur-Damm in Sind (Pakistan). In den Jahren 1923—32 errichtet, bewässert er 2 Mio ha. 55 elektrisch betriebene Stahltore verteilen das Wasser in 80000 km Kanäle und Gräben. Durch Kanäle werden in Indien ca. 15 Mio ha bewässert, durch Stauteiche und Brunnen ca. 4 Mio ha. Die Kanäle Pakistans bewässern ca. 14 Mio ha. Unter den im Bau begriffenen und geplanten neuen Werken Indiens seien genannt:

Damodar-Tal: 8 Dämme, Bewässerung von 0,39 Mio ha
Sutlej-Bhakra und Nangal: 2,6 Mio ha
Kosi-Tal: 1,2 Mio ha
Tungabadra: 0,4 Mio ha
Hirakud: 0,4 Mio ha

Mit den meisten Werken wird auch die Binnenschiffahrt erleichtert und Elektrizität gewonnen, im Damodartal z. B. 240 000 kW.

Ackerpflanzen

Die weitaus wichtigste Nährpflanze des indischen Bauern ist der *Reis*. Er dominiert in allen Gebieten, in denen genügend Wasser zur Verfügung steht, das ist insbesondere in den flachen Niederungen, also im Bereich von Mittel- und Unterlauf des Ganges, in den Küstenebenen und Deltas, etwas weniger in den Irrigationsgebieten des Deccans. Dank der durchwegs hohen Temperaturen kann Reis in allen Jahreszeiten angepflanzt werden. Die Anbaufläche belief sich 1949 auf 28,1 Mio ha, der Ertrag auf 21,3 Mio t. Der Inder isst Reis zusammen mit etwas Gemüse und vor allem mit viel Gewürzen aller Art. Reis mit Curry — das sind verschiedene Gewürze miteinander gemischt — ist ja auch für manchen Europäer ein wohl sehr scharfes, aber dennoch beliebtes Gericht.

Wo der Reis zurücktritt, das heisst in den höheren Bereichen der Halbinsel, die der Bewässerung entbehren oder die für Handelspflanzen reserviert bleiben müssen, ist die *Hirse* das führende Getreide. Wenn der Reis das tägliche Brot des Bauern der Niederung ist, so ist es die Hirse für den Bauern der übrigen Gebiete. Der Besucher solcher Gegenden mag da und dort den Eindruck haben, die Felder seien mit den verschiedensten Gewächsen bepflanzt; bei näherem Zusehen aber gewahrt er, dass es sich häufig einfach um verschiedene Hirsearten handelt, die nebeneinander gezogen werden. Sehr stark verbreitet ist die Mohrhirse (Jowar, Sorghum, Durra); sie liebt mageren, trockenen Boden und wird gelegentlich mehr als mannshoch. Verbreitet sind auch Negerhirse (Bajra), Fingerhirse (Ragi, Korakan), Kolbenhirse (Korra) und weitere Arten. Etwa 24 Mio ha kultivierten Bodens sind Hirsefelder. Aus der Hirse kocht sich der Bauer einen Brei oder backt sie zu einem schmackhaften Brot.

In den Jahren englischer Herrschaft war der *Weizen* praktisch das einzige Nahrungsmittel, das zum Export gelangte. Er wächst da, wo auch die Bedingungen für Hirse günstig sind, also in den eher trockeneren Zonen Indiens. Berühmtes Weizenareal war lange die Provinz Punjab im Nordwesten des Landes, wo er streckenweise beinahe in Monokultur gezogen wurde. Heute ist man eher für Polykultur und lässt den Weizen entsprechend zurücktreten. Ausgezeichnete Weizenqualitäten liefern sodann die Schwarzerdegebiete der zentralen Provinzen. Im ganzen dienten dem Weizen 1949 8,5 Mio ha, auf denen 5,4 Mio t geerntet werden konnten. Der Selbstverbrauch ist sehr gross, der Export ist in den letzten Jahren zum Versiegen gekommen.

Weitere Getreide sind *Gerste* (3,7 Mio ha), die am Himalaya bis gegen 5000 m hoch klettert, im Süden in den Nilgiris gepflanzt wird, ausserdem *Mais* (3,2 Mio ha). *Zuckerrohr*-Kulturen sind im Zunehmen begriffen und heute in Punjab, in der Gangesebene bis Bengalen weit verbreitet (1,5 Mio ha). Für die Ernährung spielen weiter die *Hülsenfrüchte,* namentlich Bohnen und Kichererbsen eine grosse Rolle. In den Hausgärten gedeihen vielerlei *Gemüse* von deren guter Qualität einzelne gepflegte Ortsmärkte Zeugnis ablegen. An *Früchten* sind stark vertreten Bananen, Agrumen, Mangos, Papayas usw.

Indien war in der Zeit vor und nach der grossen Entdeckungen dank seiner *Gewürze* bekannt. Sie werden heute vorwiegend für den Binnenkonsum gepflanzt. Pfeffer, Zimt, Ingwer sind auch in unserer Zeit interessante Handelsware.

Seit langem geschätzt ist die indische *Baumwolle*. Indien ist der zweite Produzent der Erde, nach den USA. Ein Gesamtareal von ca. 5,4 Mio ha (1951) dient dem Baumwollanbau, davon etwa die Hälfte im Hinterland nördlich und östlich Bombay, wo sich die Regurböden hervorragend für Baumwollpflanzungen eignen. Baumwollgebiete sind auch Punjab und Hyderabad-Deccan. Leider sind die Erträge sehr klein; vor dem Krieg wurden pro acre geerntet in Ägypten 535, USA 268, China 204, Indien 89 lbs! Seither haben sich die Verhältnisse leicht gebessert. Die Baumwolle ist die Grundlage der seit zwei Jahrzehnten sich stark entfaltenden Textilindustrie. Vor dem Krieg gingen beträchtliche Mengen nach Japan. Indien produziert vor allem grobe, kurzfaserige Arten, welche lange Trockenheit ertragen. Dagegen ist man gezwungen, der Verarbeitungsindustrie auch langfasrige Ware z. B. aus Ägypten zuzuführen, so dass sie mit dem Landesprodukt in zweckmässiger Weise gemischt werden kann.

Ein weltwirtschaftlich bedeutsames Produkt ist die *Jute*. Ihre robusten Fasern dienen der Herstellung von Sackleinwand, die sich dank der enormen Zunahme des internationalen Handels einer ständig steigenden Nachfrage erfreut. In Bengalen sind die natürlichen Anbaubedingungen ideal; starker Niederschlag mit alljährlicher Überschwemmung und Kolmatierung des Anbauareals, sowie hohe Temperaturen sagen der Pflanze zu. Die Provinz hatte langezeit praktisch das Monopol inne, lieferte sie doch bis zu 99% der Weltproduktion. Seit der Teilung geht die Grenze zwischen Indien und Pakistan durch Bengalen. Hiedurch wurden die Hauptanbaugebiete grösstenteils zu Pakistan geschlagen, die Verarbeitungsindustrie dagegen zu Indien. Damit aber ist die Zusammenarbeit zwischen Produzent und Verarbeiter gestört, und als Folge davon legt Indien in seinen bengalischen Distrikten eigene Jutefelder an, während Pakistan gleichzeitig eine eigene Verarbeitungsindustrie aufzubauen im Begriffe steht. Ostpakistan erzeugt jährlich 6—7 Mio Ballen Jute, inbegriffen die feine Varietät, für die es das uneingeschränkte Weltmonopol besitzt; Indiens Produktion beläuft sich auf ca. 2 Mio Ballen. Die Wirtschaft Ost-Pakistans basiert fast ausschliesslich auf der Jute, und jede Marktstörung trifft daher das Land hart.

Eine bedeutsame Gruppe von Handelspflanzen stellen weiter die *Ölsaaten* dar. Raps, Senf, Sesam, Lein, Rizinus werden im Lande selbst viel verbraucht, denn die vegetarische Kost des Inders verlangt diese Ergänzung an Fett und Eiweiss. Stark zugenommen haben die Erdnusspflanzungen. Sie gedeihen im Wechsel mit Baumwolle z. B. im südlichen Deccan ausgezeichnet. *Kokos* dankt seiner vielseitigen Verwendbarkeit insbesondere an der Malabarküste stärkste Verbreitung; die Palme liefert das begehrte Kokosöl.

Schon vor mehr als 100 Jahren entdeckte man in den Wäldern von Assam und Ceylon den *Tee*strauch. England, das sich vorher fast ausschliesslich mit China-Provenienzen versorgt hatte, bezog nun den Tee immer ausgiebiger aus Indien und Ceylon. Die Produktion Indiens erreichte in einzelnen Jahren bis zu 250 Mio kg (1950 gar 252, 35 Mio kg), und damit steht das Land weitaus an der Spitze aller Teeproduzenten. 76% des indischen Tees stammen aus Assam und den beiden angrenzenden Distrikten Jalpaiguri und Darjeeling. Ceylon nimmt mit rund 100 Mio kg den zweiten Rang ein.

In den Wäldern von Coorg, hinter der Malabarküste, trifft man auf Pflanzungen, wo der *Kaffee* unter Schattenbäumen gezogen wird. Sie wurden von Engländern eingerichtet, sind indessen heute fast durchwegs von Indern übernommen.

VORDERINDIEN ALS AUSWANDERUNGSLAND

Arbeitsmöglichkeiten

Das heutige Vorderindien kann für den Schweizer nur in sehr beschränktem Masse als Auswanderungsziel in Betracht fallen. Etwa mit der Zeit assimilieren zu können, kommt kaum in Frage; unsere völlig andersartigen Lebensgewohnheiten, die religiösen Auffassungen, wie überhaupt die Unterschiede in sämtlichen Belangen der Kultur verhindern eine Angleichung und damit auch die Aufnahme in die Gemeinschaft des indischen Volkes. Der Ausgewanderte bleibt auf jeden Fall Ausländer. Nach Indien auszureisen ohne festen Anstellungsvertrag in der Tasche ist hoffnungslos und deshalb leichtfertig.

Für schweizerische *Landwirte,* die selbständig einen bäuerlichen Betrieb zu führen gedenken, sind die Betätigungsmöglichkeiten praktisch gleich Null. Im Gegensatz zu noch nicht völlig erschlossenen Kolonialländern der Tropen und Subtropen hat Indien fast kein Neuland mehr, das der Eröffnung harrt. Wohl gibt es einige Urwaldgebiete, etwa im Bereich des Himalaya, in den östlichen Bergländern und in den südlichen Westghats, in denen noch zu roden und Agrarland bereitzustellen ist. Aber Arbeits- und Marktverhältnisse sind von den unsrigen derart verschieden, dass sich kein Schweizer Bauer auf einen solchen Versuch einlassen wird.

Freilich hat Indien noch Bezirke, die eine noch dichtere Besiedlung auf der Basis besserer agrarischer Nutzung erlaubten. So wird mit den geplanten neuen Bewässerungsanlagen in verschiedenen Landesteilen in naher Zukunft Neuland verfügbar sein. Aber auch hier gilt das oben Gesagte: die Möglichkeiten für die Sicherstellung der Ernährung der eigenen Familie bestünde wohl, auch die Beschaffung von Hilfskräften könnte gelingen; indessen würden diese Bauernfamilien inmitten einer in jeder Beziehung völlig fremden Nachbarschaft zu leben gezwungen sein, sie würden sich hoffnungslos isoliert fühlen, für die Kinder fehlte die Bildungsmöglichkeit, für die ganze Familie der anregende und helfende Kontakt mit Gleichdenkenden. Dabei wäre ausserdem in Rechnung zu stellen, dass die Arbeitsmethoden von denen der Heimat verschieden sind. Schliesslich ist noch zu bedenken, dass die Behörde kaum geneigt wäre, einem Fremden Boden zur Bewirtschaftung zu überlassen angesichts der Tatsache, dass Tausende von einheimischen Bauern viel zu wenig Eigenland für ein erspriessliches Dasein besitzen.

Zur Zeit, als noch die Engländer Pflanzungen von Kaffee und Baumwolle betreuten, konnten auch Europäer als Landwirte auf derartigen Betrieben auf Anstellung hoffen. Seit der Unabhängigkeit aber sind die meisten dieser Pflanzungen von Indern übernommen, und als Arbeitskräfte hoher Qualität kommen bei ihnen auch nur Inder in Betracht. Es gibt einige Schweizer, die als gelernte Agronomen in grossen Handelsunternehmungen gute Stellungen innehaben, wo sie ihre Fachkenntnisse z. B. als Spezialisten landwirtschaftlicher Maschinen, von Schädlingsbekämpfungsmitteln, als Einkäufer von Produkten der kommerziellen Landwirtschaft usw. anwenden können.

Indien könnte gut gelernte *Arbeiter* brauchen, aber die Anforderungen an die Erzeugnisse sind in der Regel nicht so hoch wie bei uns, die Bezahlung für die Arbeit denn auch zu gering, als dass ein solcher Berufsmann in selbständiger Position auf einen wirtschaftlichen Erfolg rechnen könnte. Nun stehen allerdings Schweizer Firmen im Begriff, in Zusammenarbeit mit Indien Fabriken, z. B. für die Herstellung von Werkzeugmaschinen und von Eisenbahnwagen aufzubauen. Hier werden möglicherweise Schweizer Berufsleute Arbeit finden, mindestens so lange, bis Inder entsprechende Berufslehren absolviert haben und dann in diesen Unternehmen eingesetzt werden können.

Die besten Aussichten bieten sich *Technikern, Monteuren, Uhrmachern, Hotelpersonal* und *kaufmännischen Angestellten.* Aber auch hier beschränken sich die Möglichkeiten der Anstellung fast ausschliesslich auf die europäischen Unternehmen. Es gibt eine stattliche Zahl von Schweizern, die interessante Posten bei guter Bezahlung innehaben. Ihre Befugnisse und damit auch ihre Verantwortungen sind meist beträchtlich grösser, als sie in der Schweiz unter ähnlichen Voraussetzungen sein könnten. Relativ junge Leute können Leiter von Filialbetrieben im Innern sein, wo sie zu gewissen Zeiten, z. B. während der Baumwollernte, über einige hundert eingeborene Arbeitskräfte zu disponieren haben. Bei einer solchen Anstellung ist meist auch die Hinreise im Flugzeug und nach ca. 4 Jahren ein mehrmonatiger Ferienaufenthalt in der Schweiz inbegriffen, wieder mit bezahlter Hin- und Rückreise. Es ist klar, dass die Firmen für derartige Aussenposten fachlich und charakterlich einwandfreie Leute brauchen, die sich mit Hingabe ihrer Arbeit widmen, und denen eine Tätigkeit in fremder Umgebung und zunächst ungewohnten Lebensbedingungen zusagt. Dass in solcher Stellung ein junger Mann, getragen vom kaum begrenzten Vertrauen seines Arbeitgebers, auf sich selbst gestellt eine hervorragende Lebensschulung durchmacht, liegt auf der Hand.

Ähnliches gilt für *Akademiker.* Für Ingenieure und Wirtschaftsfachleute gibt es aussichtsreiche Stellungen bei europäischen Firmen, doch sind sie dünn gesät.

In den letzten Monaten suchten sowohl Indien, als auch Pakistan und Ceylon wiederholt europäische Wissenschafter, die ihnen bei der Einrichtung ihrer Schulen und Universitäten, beim Ausbau der Irrigationsanlagen, bei der Planung neuer Städte und öffentlicher Gebäude, ausserdem bei der wissenschaftlichen Erforschung ihres Landes helfen sollten. Eine Reihe von Akademikern haben solche Aufgaben angenommen. Die Anstellungsbedingungen sind fast immer recht gut, die Aufgaben zweifellos ungemein anregend. Ob diese Nachfragen indessen auch künftig eingehen werden, lässt sich noch nicht übersehen. Im Rahmen der von Präsident Truman angeregten und von den verschiedenen Organisationen der Vereinigten Nationen übernommenen technischen Hilfe für wirtschaftlich unterentwickelte Länder (Punkt Vier-Programm) werden wohl künftig verschiedene Länder, darunter auch die Schweiz, den Staaten des vorderindischen Subkontinents ihre Unterstützung leihen, z. B. in Form von Entsendung von Fachleuten für bestimmte Spezialaufgaben.

Lebensbedingungen

Die klimatischen Verhältnisse sind für den an Mitteleuropa Gewöhnten nicht einfach. Doch sei zum vornherein daran erinnert, dass Europäer, namentlich Engländer, aber auch Schweizer, Deutsche, Franzosen, Griechen u. a. während Jahren in Indien lebten und ihre Arbeit verrichteten. Anpassung an die veränderten Verhältnisse ist auch hier oberstes Gebot. Da ist zunächst die Kleidung; der Neuling wird seinen Rock bald zu Hause oder doch bei der Arbeit versorgt lassen und nur mit Polohemd und Hose bekleidet seine Bureauarbeit verrichten. Nicht nur die Kleidung, auch die ganze übrige Lebensweise ist auf die Schwierigkeiten des Klimas einzustellen, das Essen, die Ruhezeit, die Erholung. Die Lebensweise tüchtiger und erfahrener Landsleute sei Vorbild, dann wird mindestens der von Natur aus Gesunde die Anfangsschwierigkeiten rasch überwinden. Unangenehmer als die heisse Zeit ist wohl für die meisten der Monsun. Die Temperatur ist allerdings gegenüber der heissen Zeit etwas gesunken, aber die Feuchtigkeit scheint alles zu durchdringen und sich bleiern auf den Menschen zu legen. Da heisst es namentlich seinen Magen und die Gedärme in Ordnung zu halten und Störungen mit erprobten Medikamenten zu beheben. Überhaupt ist persönliche Hygiene von grösster Wichtigkeit. In fast allen Bureaus sind Ventilatoren in Betrieb; im ländlichen Kontor wird ein mehrere Meter langes rechteckiges Blätter- oder Strohgeflecht in halber Höhe des

Raumes als Fächer hin und her bewegt. In den grossen Sälen der Hotels mögen 20 oder 30 elektrisch betriebene Ventilatoren an der Decke surren. Im Hotelzimmer lässt der Gast den Ventilator vielfach während der ganzen Nacht laufen. Wenn sie auch angenehme Kühlung schaffen, so erhöhen sie andrerseits die Gefahr für Erkältungen. Der Bureauangestellte, der auf seinem Arbeitsplatz Luftpostbriefe liegen hat, muss diese stets beschweren, in seiner Hand scheinen sie alle lebendig zu sein und bringen daher nervöse Unruhe. In modernen Großstadt-Bureaus oder auch im gepflegten Haushalt sind nun immer häufiger Klimaanlagen in einzelnen Zimmern eingebaut, welche Temperatur und Feuchtigkeit angenehm reduzieren. Wenn man indessen nach einem Aufenthalt in einem solchen Raum wieder in ein gewöhnliches Zimmer oder ins Freie tritt, empfindet man Hitze und Schwüle besonders drückend.

Sehr zu empfehlen ist, sofern es Anstellungsvertrag und finanzielle Verhältnisse gestatten, ein Aufenthalt in der Höhe während der heissesten Zeit. Ferien z. B. an den Hängen des Himalayas sind überaus angenehm. Bevorzugte und namentlich früher von den Engländern häufig besuchte Höhenstationen sind z. B. Simla, Srinagar und Darjeeling am Himalaya, Chikalda in der Satpurakette, Ootacamund in den Nilgiribergen. Auf Ceylon sind die Höhenstationen Kandy und namentlich Nuwara Eliya altberühmt. Natürlich ist ein Ferienaufenthalt in der Schweiz stets wohltuend, sowohl in körperlicher als auch psychischer Beziehung, und deshalb pflegen viele Angestellte ihre Ferien von 3—4 Jahren zusammenzunehmen, um sich dann länger in der Heimat Ruhe gönnen zu können.

Der Haushalt des Europäers kommt nicht ohne helfende Angestellte aus. Dies aus zwei Gründen: Manche Arbeit ist unter den gegebenen klimatischen Verhältnissen zu schwer für die Hausfrau; ausserdem würde die Europäerin, die im Haushalt selbst kocht, wäscht und putzt unweigerlich jegliche Achtung des einfachen Inders verlieren. Sie hat diese Arbeiten der Dienerschaft zuzuweisen. Gewisse tägliche Besorgungen überlässt der Inder völlig den Gliedern bestimmter Kasten, er würde sich sträuben, hier selbst mitzutun. So wird z. B. ein Putzer die Böden reinigen oder die WC besorgen; nur Glieder niederer Kasten oder Kastenlose werden sich hierzu herbeilassen. Es ist zu bedenken, dass diese Arbeitsteilung so in der Tradition des Landes verankert ist, dass trotz gewisser Bestimmungen der neuen Verfassung derartige Trennungsstriche soziologischer Gruppen noch lange bestehen bleiben werden. Die junge europäische Frau wird vielleicht anfänglich mit vielen guten Vorsätzen und aufrichtigem gutem Willen sich über solche ungeschriebene Gesetze hinwegsetzen wollen. Aber sie wird zu ihrem Leidwesen bald bemerken, dass die Verhältnisse viel stärker sind, und dass sie binnen kurzem klein beigeben muss.

So wird im Haushalt zunächst mindestens ein Diener (Bearer) nötig sein, der sich, wenn man Glück hat, zu einigen Arbeiten herbeilassen wird, die ihm eigentlich nicht entsprechen. Auch ins Hotel und auf die Reise nehmen viele Europäer ihren Diener mit. Wenn die unumgänglich nötigen hygienischen Einrichtungen, die wir uns gewohnt sind, auch in der indischen Wohnung vorhanden sind — was in den Europäerwohnungen grosser Städte oder in den firmeneigenen Häusern auf dem Lande der Fall sein wird — dann mag es wohl mit diesem Diener allein gehen. Die Wäsche muss dann ausgegeben werden, für gewisse Arbeiten sind Aushilfskräfte anzustellen. Das Haus eines Berufstätigen in gehobener Stellung benötigt ausser dem Diener einen Koch, einen Reiniger, einen Wäscher, vielleicht auch einen Wasserträger, einen Chauffeur und einen Gärtner.

Diese Dienerschaft ist nach unsern Begriffen nicht sehr teuer, kann indessen das Budget doch merklich belasten. Meist wohnen die Angestellten in Hinterhäusern oder überhaupt auswärts. Das Essen ist von dem unsrigen so verschieden, dass die Leute normalerweise selbst für ihre Ernährung sorgen. Auf den Märkten sind Gemüse in guten Qualitäten und reichhaltig vertreten. Die Hausfrau wird mit ihrem Diener einkaufen gehen und sich die Mahlzeiten vom Koch nach europäischen Gepflogenheiten zubereiten lassen.

In den Städten hält es schwer, eine passende Wohnung zu finden, und auch dann nur zu hohem Preis. Viele Familien müssen deshalb im Hotel wohnen, womit natürlich die Dienerfrage gelöst ist. Aber der Hotelaufenthalt etwa in Bombay oder Delhi ist, an unsern Verhältnissen gemessen, sehr teuer. Hierzu kommt, dass man vielerorts die öffentlichen Verkehrsmittel nicht ohne weiteres benützen kann, in Bombay z. B. ist das Gedränge in den Strassenbahnwagen derart, dass kein Europäer einsteigen wird; dagegen können gewisse Autobuslinien gut befahren werden. Viele Weisse sind Autobesitzer, was an sich sehr angenehm, aber ebenfalls teuer ist. Um die Schwierigkeiten finanziell zu meistern, tun sich oft junge Ledige zusammen, ihrer zwei bis vier mieten eine Wohnung, haben gemeinsamen Haushalt und damit gemeinsame Dienerschaft und teilen unter sich die entstehenden Kosten. Mit dieser Lösung fahren sie billiger, als wenn sie im Hotel wohnten.

Für Verheiratete ergeben sich bald Probleme, die man von Anfang an kennen und in Rechnung stellen soll. Da ist zunächst die Lebensweise der Frau. Umgeben von einer Dienerschaft, die ihr praktisch jegliche Arbeit abnimmt, hat die Frau an sich ein schönes Leben. Sie wird sich mit irgend einer Lieblingsbeschäftigung ihre Zeit vertreiben und sich klar sein darüber, dass zu leichtes Leben Gefahren in sich birgt, die in den verschiedensten Bereichen lauern. Der in Indien Arbeitende braucht eine Frau, die Interesse an der eigenartigen Kultur dieses Landes hat; es braucht charakterfeste Gattinnen, die ihre Lebensaufgabe kennen und erfüllen wollen und die Arbeitsfreude des Mannes nicht mit Vorhalten oder unerfüllbaren Wünschen hemmen. Dies ist oft schwierig, leiden doch die Frauen in der Regel früher als die Männer unter den Besonderheiten des Klimas.

So ist es auf jeden Fall ein Glück, wenn die Frau zugleich Mutter sein und damit ihre schönste Lebensaufgabe erfüllen darf. Vor der Geburt ist nicht zu bangen; in verschiedenen Städten stehen ausgezeichnet geführte Kliniken zur Verfügung. Die Kleinen ertragen das Klima normalerweise besser als ihre Eltern, für Krankheiten stehen in den Städten gute Ärzte zur Verfügung. Die Schwierigkeiten treten auf bei der Schulung. Für die unteren Klassen gibt es da und dort europäisch geführte Lehranstalten, dann aber muss bald die grosse Entscheidung fallen. Es ist eine bekannte Tatsache, dass das tropische und subtropische Klima das Wachstum und namentlich die körperliche Entwicklung fördert, früher, als es die Eltern von ihrer Heimat her gewohnt sind, treten die jungen Leute ins Pubertätsalter, manche werden nervös und kränklich. Da ist ein längerer Aufenthalt in der Schweiz natürlich die sich aufdrängende Lösung. Schulbesuch und weitere Ausbildung legen die Abreise und vielleicht jahrelanges Wohnen bei Verwandten oder im Internat nahe. Dies bedingt erhebliche Kosten, und ausserdem entbehren die Eltern ihrer Kinder in den wichtigen Jahren, in denen sie gerne das Erziehungswerk vollendet hätten.

So wird der verheiratete Auswanderer über kurz oder lang den bereits angedeuteten Entscheid zu fällen haben, den Entscheid nämlich, ob die Familie den Aufenthalt für eine grössere Zahl von Jahren im Hinblick auf die mannigfachen Vorteile mit den erwähnten Nachteilen in Kauf nehmen, oder ob sie zurückkehren und sich rechtzeitig wieder in heimatliche Verhältnisse eingliedern will. Dieses Wiedereingliedern fällt bekanntlich manchem Auslandschweizer schwer, doch eigentlich nur dem, der die Objektivität, den Blick für die charakteristischen wirtschaftlichen und kulturellen Besonderheiten der beiden Länder verloren oder aber überhaupt nie besessen hat.

Heinrich Gutersohn

Der Sekundarlehrermangel im Kanton Zürich

Durchführung von Umschulungskursen

Die starken Geburtenjahrgänge der Kriegs- und Nachkriegsjahre rücken nunmehr in die Oberstufe der Primarschule und in die Sekundarschule auf und damit wird auch für diese Stufen das Problem der ausreichenden Lehrstellenschaffung und deren Besetzung aktuell. Für die Primaroberstufen dürften sich keine neuen, die gegenwärtige Situation verschärfenden Schwierigkeiten ergeben. Auf der Unterstufe ist bereits eine gewisse Ent-

spannung zu verzeichnen. Allerdings war es in den letzten Jahren nicht möglich, die Klassenbestände in der wünschbaren Weise zu senken. Der Rückgang der Schülerzahlen wird sich daher nicht so sehr in einer Reduktion der Lehrstellen, als in einer Senkung der Klassenbestände auswirken. Zudem sind die Geburtenzahlen bereits wieder im Steigen begriffen und nur noch wenig unter dem Maximum der Vierzigerjahre, so dass die Entlastung möglicherweise nur eine vorübergehende ist. Die bisherige Zunahme der Klassenbestände an der Realstufe und nunmehr an der Oberstufe führt zudem in vermehrtem Masse dazu, die 7. und 8. Klasse selbständig zu führen und die für die untern wie die obern Klassen ungünstige Kombination mit untern Stufen aufzugeben. Wo in einer Gemeinde die Schülerzahlen eine solche Lösung und die Trennung nicht erlauben, suchen die Behörden den Zusammenschluss mit andern Gemeinden intensiv zu fördern. Auch wenn die Klassenzahlen wieder etwas zurückgehen sollten, ist nicht zu erwarten, dass diese Lehrstellen in wesentlichem Masse wieder abgebaut werden, so dass aus dieser Entwicklung, gesamthaft gesehen, eine wesentliche Verbesserung der Situation der Oberstufe resultieren wird und damit organisatorisch günstige Voraussetzungen für die Unterrichtsreform auf der Oberstufe geschaffen werden — eine Entwicklung, die ohne das Wachsen der Schülerzahlen wahrscheinlich nicht in gleichem Masse gefördert worden wäre. Zahlenmässig wird die Besetzung dieser Stellen durch die erwähnte Entlastung der Unterstufe in Verbindung mit der stark geförderten Ausbildung von Primarlehrern (im Frühjahr 1954 gelangen 180, 1955 gegen 200 Lehrer zur Patentierung) keine erheblichen Schwierigkeiten bereiten und sich die vorausgesehene Entspannung verwirklichen. Umso dringlicher wird dagegen das Problem der Ausbildung der für die Aufgaben der Oberstufe geeigneten Lehrkräfte!

Auf der Sekundarschulstufe werden auf Beginn des Schuljahres 1954/55 über 20 neue Lehrstellen eröffnet. Mit den bis dahin patentierten Lehrern kann diesem Mehrbedarf und dem gleichzeitigen Ersatzbedarf infolge Pensionierungen voraussichtlich genügt werden, allerdings unter fast vollständiger Einbusse der Vikariatsreserve. Dank den getroffenen und im folgenden zu erwähnenden Massnahmen dürfte es wahrscheinlich auch 1955 möglich sein, die Stellen genügend zu besetzen. Die weitere Entwicklung ist dagegen ungewiss. Die Ermittlung des ungefähren Lehrerbedarfes auf mehrere Jahre hinaus hat schon immer die grössten Schwierigkeiten bereitet, was sich hier erneut zeigt. An der Primarschule sind die effektiven Stellenzahlen bis heute hinter den auf Grund der Schülerstatistik vorausberechneten zurückgeblieben, wobei verschiedene Gründe mitgespielt haben, wie ungleiche Aufnahmefähigkeit der bestehenden Klassen, längere Beibehaltung grösserer Klassenbestände, Rückstand der Bauprogramme und damit Fehlen der für weitere Abteilungen notwendigen Räumlichkeiten. Die gleichen Gründe dürften auch die Lehrstellenentwicklung an der Sekundarschule beeinflussen. Müssten nach den statistischen Ermittlungen in den nächsten 4—5 Jahren gegen 200 neue Stellen errichtet werden, so ist nur zu hoffen, dass auch hier die Statistik zu schwarz gesehen hat, ansonst sich kaum überwindliche Schwierigkeiten ergeben würden. Denn bei den möglichen Massnahmen sind insbesondere zwei Momente zu beachten: Der Zugang zum Lehrerberuf kann nicht nach Belieben gelenkt werden, und jede Massnahme, auf kurze Sicht vermehrt Lehrkräfte heranzubilden oder heranzuziehen, trägt die Gefahr in sich, dass sie auf Kosten der Qualität geht. Dies muss insbesondere dort verhindert werden, wo die Verleihung der Wahlfähigkeit und dadurch das dauernde Verbleiben im zürcherischen Schuldienst in Frage steht. Massnahmen für wenige Jahre dürfen nicht dazu führen, dass auf Jahre hinaus die Qualität des Unterrichts und der Jugendbildung leidet. Wir wissen die Lehrerschaft des Kantons mit dieser Forderung einig. Damit sind aber die Möglichkeiten von vornherein sehr beschränkt.

Zurzeit ist die Zahl der die ordentliche Sekundarlehrerausbildung durchlaufenden Studierenden an der Universität bemerkenswert gross. Bereits 1951 beschloss ferner der Erziehungsrat, gut ausgewiesenen Inhabern eines ausserkantonalen Primarlehrerpatentes und des zürcherischen Sekundarlehrerpatentes die Wählbarkeit zu verleihen, wenn sie sich im zürcherischen Schuldienst sehr gut bewähren. Wie an der Primarschule wird auch in Erwägung gezogen, unter der gleichen Bedingung längerer guter Bewährung als Vikare ausserkantonal patentierte Sekundarlehrer zum Verweserdienst zuzulassen, jedoch ohne Anspruch auf die Wählbarkeit. Ein grösserer Einsatz von bewährten Primarlehrern auf der Sekundarschulstufe, wovon gelegentlich gesprochen wird, kann jedoch erst dann in Betracht gezogen werden, wenn der Lehrermangel auf der Primarschulstufe überwunden ist und namentlich die Oberstufe die zur Erfüllung ihrer Aufgaben erforderliche Stellenzahl mit angemessenen Klassengrössen erhalten hat. Einstweilen kann daher noch nicht daran gedacht werden. Dagegen besteht an den Mittelschulen ein Überangebot an Lehrkräften. Der Erziehungsrat beschloss daher im vergangenen Sommer die Durchführung von Umschulungskursen. *Kurs I,* der im Herbst begonnen hat und anderthalb Jahre dauern wird, umfasst Teilnehmer, die ein mindestens viersemestriges sprachlich-historisches oder mathematisch-naturwissenschaftliches Studium für das höhere Lehramt hinter sich haben und sich nun nachträglich für das Sekundarlehramt entschlossen haben. Ihre bisherigen Studien werden ihnen gestatten, sich während des Kurses auf die Sekundarlehrerprüfung mit den üblichen Prüfungsbedingungen vorzubereiten. Daneben absolvieren sie eine auf die pädagogisch-didaktischen Gebiete reduzierte Ausbildung am kantonalen Oberseminar und werden im gleichen Umfang die Fähigkeitsprüfung für Primarlehrer mitzumachen haben. Sie gelangen im Frühjahr 1955 zur Patentierung.

Der *Umschulungskurs II* beginnt im April 1954 und dauert ein Jahr, so dass er ebenfalls im Frühjahr 1955 zum Abschluss gelangen wird. Er wird Teilnehmer umfassen, die ein akademisches Studium abgeschlossen haben oder kurz vor dem Abschluss stehen. Dabei wird ein eher weiter Maßstab angelegt, indem nicht ein besonderer akademischer Grad oder das Diplom für das höhere Lehramt verlangt wird, sondern irgendeine akademische Ausbildung genügt, sofern die absolvierten Studien und Prüfungen den Anforderungen der zürcherischen Sekundarlehrerprüfung entsprechen oder erlauben, sich während der einjährigen Kursdauer auf die Prüfung in den methodisch-didaktischen Fächern sowie in denjenigen Fachgebieten vorzubereiten, die in der bisherigen Ausbildung allenfalls noch fehlen. So kann auch eine zürcherische Fachlehrer-, Bezirkslehrer- oder ausserkantonale Sekundarlehrerausbildung (mit oder ohne Primarlehrerpatent) in Betracht kommen. Bereits bestandene oder während des Kurses abgelegte gleichwertige Prüfungen werden auf die Sekundarlehrerprüfung angerechnet. Daneben absolviert auch dieser Kurs,

wie Kurs I, die reduzierte Ausbildung am Oberseminar. Die Beanspruchung beträgt 13 Wochenstunden im Winter-, 9 Wochenstunden im Sommerhalbjahr am Oberseminar [Psychologie, Didaktik des Sprach-, Rechen- und Geometrieunterrichtes, des Zeichenunterrichtes (inklusive Wandtafelzeichnen), des Schreibunterrichtes (inklusive Wandtafelschreiben), des Turnunterrichtes (inklusive Turnfertigkeit) sowie eine Lehrpraxis von zweimal drei Wochen] und 8—9 Wochenstunden an der Universität, wozu die je nach der Vorbildung noch notwendigen Fachvorlesungen und überdies der fünfmonatige Fremdsprachaufenthalt kommen, wobei letzterer nötigenfalls auch erst nach Abschluss des Kurses absolviert werden kann. Durch die Handhabung der Altersgrenze (30 Jahre, Ausnahmen in besonderen Fällen vorbehalten) soll verhindert werden, dass sich ältere Bewerber, die in ihren bisherigen Studien oder ihrer bisherigen Tätigkeit mangels Eignung und Lehrbegabung gescheitert sind oder es nicht zu einem Erfolg bringen konnten und bei welchen die Fähigkeit von Umstellung auf die neue Stufe fraglich erscheint, dem Sekundarlehramt zuwenden. Die Notwendigkeit eines zusätzlichen einjährigen Studiums wird sich ohnehin dahin auswirken, dass sich im allgemeinen nur Kräfte melden, welche den nötigen Idealismus und die innere Neigung und Freude am neuen Beruf mitbringen. Kurs I und die bis heute vorliegenden Anmeldungen für den Kurs II vermitteln in dieser Hinsicht ein sehr erfreuliches Bild, so dass gute Aussicht besteht, auf diesem Wege tüchtige Kräfte zu gewinnen, die dem Lehrerstand wohl anstehen werden. Den Kursteilnehmern wird die Wählbarkeit zwei Jahre nach der Patentierung und unter den allgemeinen Voraussetzungen von § 8 des Lehrerbildungsgesetzes in Aussicht gestellt, wobei sie nach der Patentierung sofort als Vikare oder Verweser eingesetzt werden können.

Der Anmeldetermin für Kurs II läuft am *15. Februar 1954* ab. Gesuche sind an die Erziehungsdirektion zu richten. Sie werden von der Studienkommission für das Sekundarlehramt zu Handen des Erziehungsrates begutachtet, der über die Aufnahmen beschliesst. Es dürfte damit möglich sein, zusammen mit den im ordentlichen Bildungsgang stehenden so viele Lehrer auszubilden, um im Frühjahr 1955 die Stellen ausreichend besetzen zu können. Sofern es die Erfahrungen gestatten, werden die Kurse voraussichtlich wiederholt werden, um durch die Schwierigkeiten der späteren Jahre durchzukommen. Doch wird die spätere Entwicklung der Sekundarschule ganz wesentlich vom Schicksal der Oberstufenreform mit der angestrebten Entlastung der Sekundarschule bestimmt werden — ein Grund mehr, diese Fragen einer baldigen Klärung entgegenzuführen. *Sch.*

Oskar Huber †

Dieser liebe Kollege entstammte einem Geschlecht, in dem es seit etwa 200 Jahren üblich war, dass stets ein Sohn nach dem Wunsch und Vorbild des Vaters Schulmeister wurde. So einer war auch er, und zwar in des Wortes vornehmster Bedeutung.

Oskar Huber wurde 1884 geboren im Schulhaus Bertschikon bei Wiesendangen, von wo die Familie aber bald nach Aussersihl übersiedelte. Das pädagogische Rüstzeug erwarb er sich beim unvergesslichen «Papa Lüthi» am Seminar Küsnacht und die didaktische Gewandtheit an der grossen Achtklassenschule Hadlikon bei Hinwil. Im Frühling 1909 wurde er in seine Vaterstadt Zürich berufen. Hier wirkte er von 1911 bis 1953 an der 7. und 8. Klasse im Schulhaus Münchhalde. Von Anfang an war er bestrebt, durch Lektüre und Kursbesuche eine vollständige Beherrschung des Lehrstoffes seiner Stufe zu erreichen. Seine ererbte Berufsfreude kräftigte ihn, jeden Morgen mit neuer Begeisterung vor seine Schüler zu treten. Neben der anerkannten Tüchtigkeit in den Hauptfächern der Sprache und des Rechnens waren es noch einige besondere Talente, die seiner Schulführung das Gepräge gaben. Da ist in erster Linie zu nennen seine meisterhafte Geschicklichkeit mit der er die Knaben in die verschiedenen Handarbeiten einführte. Schon früh erkannte der Verstorbene ferner den allgemeinen Bildungswert der Heimatkunde, veranstaltete auch auf seiner Stufe noch interessante Exkursionen durch die Altstadt, erstellte viele diesbezügliche Modelle und Tabellen und erteilte so einen besonders anschaulichen und bodenständigen Geschichtsunterricht. Ähnlich ging er in der Naturkunde vor und betätigte sich daneben als langjähriger Betreuer des Schulgartens. Er hatte ferner die Gabe, auch den Religionsunterricht sehr eindringlich zu gestalten. Hervorragende Fähigkeiten entwickelte er sodann in den Kunstfächern. Seine Schüler verfügten über einen grossen Liederschatz, und wegen seiner sicheren Tenorstimme war er viele Jahre lang ein geschätztes Mitglied des Lehrergesangvereins sowie des Theater-Lehrerchors, der an der Trauerfeier in ergreifender Weise Richard Wagners Pilgerchor sang. Auch beim Unterricht im Zeichnen kam ihm ein besonderes Talent zugute. Seine Wandtafeln waren stets mit farbigen Darstellungen aller Art geschmückt, und bis in die letzte Zeit betrieb er als liebe Nebenbeschäftigung die Aquarellmalerei.

Oskar Huber galt in seinem Quartier als strenger Lehrer. Trotzdem denken die meisten seiner Schulentlassenen gern an die bei ihm verbrachten Jahre zurück, und mit sichtlicher Freude erzählte er im Krankenhaus, gerade seine schwierigsten ehemaligen Schüler hätten ihn dort zuerst und am meisten besucht. Dass er seinem frohmütigen Charakter gemäss mit der Jungmannschaft auch lustig sein konnte, zeigte sich nicht nur, wenn er mit ihrer Schularbeit zufrieden war, sondern ebenfalls in seinen vielen Ferienkolonien oder auf mancher Wanderung. Seinen wohltätigen Sinn bezeugte er in verschiedenen Organisationen oder z. B. auch nach dem Brand des ihm lieben Bündnerdörfchens Trans, dessen Wiederaufbau er mit Wort und Tat so energisch fördern half, dass man ihn dort zum Ehrenbürger ernannte.

Die letzten paar Jahre brachten ihm, der vorher krankheitshalber fast nie den Unterricht einstellen musste, allerlei körperliche Beschwerden. Ein Schlaganfall verschlimmerte seinen Zustand, und am 6. Januar 1954 stand sein müdes Herz still, das einst so kräftig für alle Anliegen der Schule geschlagen hatte.

Im Krematorium hielt Pfarrer Dr. Lejeune eine packende Abdankungsrede, und dann nahmen seine Angehörigen, die Mitarbeiter vom Schulhaus Münchhalde, viele andere Kollegen, Beamte und Schüler Abschied von Oskar Huber, der weit über seinen engern Freundeskreis hinaus als hochbegabter und doch so bescheidener Mensch noch lange in Erinnerung bleiben wird. *Hd.*

Nicht der Weg ist das Schwierige,
sondern das Schwierige ist der Weg!
KIERKEGAARD — gilt auch für die Pädagogik **

Frühjahrs-Skikurse

veranstaltet vom St. Gall. Kant. Lehrer-Turnverband.

Als Teilnehmer werden angenommen: Lehrer (auch mit erwachsenen Angehörigen) und Lehrerinnen aller Kantone.

a) Skikurs auf Parsenn:

Standquartier: Alte Parsennhütte 2205 m (Davos).

Zeit: 5.—10. April 1954.

Kursprogramm: Technische Ausbildung in Fähigkeitsklassen, Touren im Parsenngebiet, Referate, Singen, Unterhaltung.

Kosten: Unterkunft, Verpflegung, Leitung: Pauschalpreis Fr. 70.—.

Anmeldung: Interessenten, welche die Anfangsgründe des Skilaufs beherrschen, melden sich bis spätestens 20. März 1954 bei Paul Züst, Lehnstrasse 23, St. Gallen.

b) Skitourenwoche Silvretta:

Standquartier: Berghaus Silvretta, 2300 m (Klosters).

Zeit: 8.—13. April 1954.

Kursprogramm: Tourenführung im Aufstieg und in der Abfahrt, Gebrauch von Karte und Kompass, erste Hilfe. Touren (je nach Wetter- und Schneeverhältnissen) Silvrettahorn, Gletscherkamm, Piz Fliana, Piz Buin, Dreiländerspitze.

Kosten: Unterkunft, Verpflegung, Leitung: Pauschalpreis ca. Fr. 75.—. (Die Touren verlangen ausdauernde und sichere Fahrerinnen und Fahrer. Bei genügender Beteiligung werden zwei Fähigkeitsklassen gebildet).

Anmeldung: Diese sind bis spätestens 20. März 1954 zu richten an Ruedi Schatz, Axensteinstrasse 19, St. Gallen.

Pestalozzianum Zürich Beckenhofstrasse 31/35

Ausstellung verlängert bis Mitte Februar: *Das Tier*

veranstaltet von der Gesellschaft schweizerischer Zeichenlehrer

Beratungsstelle für das Jugendtheater

Beratung bis 13. März jeden Samstag: 14.15 bis 17.00 Uhr.

Kleine Mitteilungen

Ein Schulhaus aus Kunststoff

In Edinburgh (Schottland) ist kürzlich mit dem Bau eines Schulhauses aus Kunststoff begonnen worden, das nach seiner Vollendung 650 Schüler aufnehmen kann.

Die Aussenwände dieses eigenartigen neuen Schulhauses werden nur 5 cm stark sein. Eine farbige Kunststofftäfelung wird dem Klassenzimmer eine heitere Note verleihen. Die Heizelemente werden unter den Fussboden zu liegen kommen und der Strom wird am Abend automatisch ein- und am Morgen ausgeschaltet werden, so dass sich die nachts aufgespeicherte Wärme tagsüber in die Räume verteilen wird.

Das neue Schulhaus wird das bisher grösste Kunststoffgebäude in ganz Grossbritannien sein. Die neue Baumethode hat sich in kleinerem Maßstabe bereits gut bewährt. *R. P.*

London, Real-Press

Die Stenographie soll Vorteil bringen

Der Nutzen der Stenographie ist vielumstritten. Viele erlernen sie, wenige bemeistern sie so, dass sie Nutzen bringt. Zum Besuch eines Kurses, zur Auffrischung der Kenntnisse, reicht die Zeit in späteren Jahren kaum mehr. Hier füllen die Umlaufmäppchen des KK (Korrespondenz-Klub des Allg. Schweiz. Stenographenvereins) eine Lücke aus; sie werden per Post von Mitglied zu Mitglied an alle Orte der Schweiz spediert und bringen Übungsgelegenheit ins Haus. In den 40 Gruppen zu je acht Mitgliedern ist genügend Auswahl. Beamte, Angestellte, Lehrer, Handwerker, ja selbst Hausfrauen sind durch ihre jahre- und jahrzehntelange Mitgliedschaft Beweis genug, dass die Arbeit im KK seriös und nutzbringend ist. Jede gewünschte Auskunft und Probehefte sind durch die Werbestelle des KK (Wehntalerstr. 145f, Zürich 57) ohne jede Verpflichtung erhältlich. *O. G.*

Bücherschau

CAUVIN GASTON: *Clarius findet einen Stern,* Roman. Speer-Verlag, Zürich. 219 S. Geb. Fr. 9.80.

Wer schon einmal einen Pagnol-Film gesehen hat, kann sich die Landschaft, in der dieser Roman spielt, sehr gut vorstellen. Ein junger, am Ende des 1. Weltkrieges vom Kriegsdienst entlassener Lehrer bekommt eine Stelle in einem ganz entlegenen Dorfe der südfranzösischen Alpen. Nur widerwillig zieht er dorthin, findet aber dank seinem aufgeschlossenen Sinn und seiner bezwingenden Fröhlichkeit bald gute Freunde unter den Alten und den Jungen des kleinen Dorfes und zuletzt auch seinen Stern in einer scheuen Ziegenhirtin, so dass er beschliesst, für immer dort zu bleiben.

Es ist ein fröhliches und beglückendes Buch, das zwar herzlich wenig von der Methodik des Schulehaltens, dafür aber um so mehr von der Wärme des Herzens erzählt. Der Autor selbst soll ein französischer Lehrer sein und mit 42 Jahren dieses sein erstes Buch geschrieben haben. Pagnol, der grosse Filmregisseur, soll dadurch in seinem Schaffen angeregt worden sein. *eb.*

Schweizerischer Lehrerverein

Sekretariat: Beckenhofstr. 31, Zürich, Telephon 28 08 95

Schweizerische Lehrerkrankenkasse, Telephon 26 11 05

Postadresse: Postfach Zürich 35

Aus den Verhandlungen des Zentralvorstandes

Samstag, den 30. Januar 1954, in Zürich.

Anwesend sind neun Mitglieder des Zentralvorstandes und Dr. Vogt, Redaktor der SLZ. Drei Vorstandsmitglieder und Dr. Simmen, Redaktor der SLZ, haben sich entschuldigt.

Vorsitz: Zentralpräsident Hans Egg.

1. Mit dem Zürcher Kantonalen Lehrerverein wird gemeinsam eine Mitglieder-Werbeaktion durchgeführt.
2. Die bereinigten Statuten der Stiftung der Kur- und Wanderstationen werden dem Departement des Innern zur Genehmigung vorgelegt.
3. Behandlung eines Beitragsgesuches und von Darlehensgesuchen.
4. Beschluss, zwei pädagogische Fragenkomplexe von aktueller, allgemeiner Bedeutung durch eine kompetente Persönlichkeit bearbeiten zu lassen.
5. Beratung über den allfälligen Vertrieb einer verlagsfremden Publikation.
6. Bestimmung der Vertreter des SLV an den Konferenzen der FIAI und der CMOPE im Sommer 1954.
7. Orientierung über den Stand der Wahlvorbereitungen für Zentralvorstand und Kommissionen des SLV.
8. Bewilligung eines Kredites zur Mitfinanzierung eines von einem Initiativkomitee geplanten internationalen Lehrerkurses in Trogen.
9. Dem Abzeichenverkauf für das Kinderdorf Pestalozzi soll wie gewohnt alle Aufmerksamkeit geschenkt werden.
10. Einem Mitglied wird der Rechtsschutz des SLV zugesichert.
11. Beratung über eine Anfrage der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Lehrerverbände, nach welcher der SLV zur Unterzeichnung einer Resolution eingeladen wird, die an eine europäische politische Institution gerichtet ist, der die Schweiz nicht angehört.
12. Kenntnisnahme von der Herausgabe eines Werbeblattes für den SLV durch die Sektion Luzern. *Sr.*

Schriftleitung: Dr. MARTIN SIMMEN, LUZERN; Dr. WILLI VOGT, ZÜRICH; Büro: Beckenhofstr. 31, Zürich 6. Postfach Zürich 35 Tel. 28 08 95 - Administration: Stauffacherquai 36, Zürich 4. Postfach Hauptpost. Telephon 23 77 44. Postcheckkonto VIII 889

Bücherschau

SPITTELER CARL: *Prometheus der Dulder.* Artemis-Verlag, Zürich. 183 S. Leinen Fr. 8.75.

Spittelers, unseres grossartigsten Aussenseiters mythisches Spätwerk, erschaffen im achten Jahrzehnt seines Lebens (erstmals erschienen 1924, in seinem Todesjahr, 43 Jahre nach seinem hochgemuten, doch von der Presse damals gänzlich totgeschwiegenen Erstling «Prometheus und Epimetheus»), in dieser edlen Dünndruckausgabe zu besitzen, bedeutet dem, der Zugang gefunden hat zu den Vers-Epen dieses unvergleichlichen Europäers, reine Genugtuung. Hinreissende Kraft wohnt dieser kühn bewältigten Menschheitsdichtung inne, die in Göttersphären sich abspielt und den Menschen zeigt im ahasverischen Ringen um seine Seele. Unser Land besitzt hier seinen eigenen erlauchten Faust. — Wer sich ernstlich hineindenken und sich das hohe Werk zu eigen machen will, lese am besten laut. Er wird echten Gewinn davon haben. *H. R.-B.*

GUGGENBÜHL ADOLF: *Uf guet Züritüütsch.* Schweizer Spiegel Verlag, Zürich. 32 S. Einband H. Steiner. Fr. 3.50.

Ein verdienstliches Unternehmen wie der Natur- und Heimatschutz: den Bürgern, die in der Mundart, unserer ersten und eigentlichen Muttersprache, den Einflüssen der Schriftsprache und anderer Dialekte unterliegen, die eigenständigen, ursprünglichen zürichdeutschen Wörter und Wendungen wieder in Erinnerung zu rufen, soweit sie die Bedürfnisse des materiellen Alltags und des Geistes und Gemütes beschlagen. Die Auswahl ist sehr geschickt getroffen, sie beschränkt sich auf das Notwendigste, das die Aufnahmefähigkeit nicht überschreitet. Sehr zu begrüssen ist auch der Anhang, der ein paar wichtige grammatikalische Regeln vermittelt, die unbedingt beobachtet sein wollen, wenn der Charakter und die Besonderheit der Mundart nicht verloren gehen sollen. Auch die Fingerzeige in bezug auf die Schreibweise sind sehr am Platze, wenn man bedenkt, wie unzutreffend und inkonsequent meistens die mundartlichen Texte in den Inseraten und Reklamen der Geschäfte und in behördlichen Erlassen geschrieben werden, oft in ein und demselben Wort zwischen buchstäblicher, dem Schriftdeutschen entlehnter, und phonetischer Schreibweise hin- und herpendelnd. *Hg.*

Schulfunk Erstes Datum jeweilen Morgensendung: 10.20—10.50 Uhr. Zweites Datum jeweilen Wiederholung: 14.30—15.00 Uhr.

11. Febr./17. Febr. *Max Buri: «Dorfpolitiker».* Bildbetrachtung von Paul Wyss-Trachsel, Bern. Das Bild kann zu den üblichen Bedingungen (Voreinzahlung des entsprechenden Betrages an die Schulfunkkommission Basel [Bildbetrachtung] auf Postcheckkonto V 12635) zum Preise von 20 Rp. pro Bild bei Bezug von 10 und mehr Bildern beschafft werden. Näheres über die Vorbereitung siehe Schulfunkzeitschrift Heft 3/1954.

Primarschule Allschwil

Auf Beginn des Schuljahres 1954/55 ist die

Stelle eines Primarlehrers

an der Mittelstufe, 3.—5. Schuljahr, neu zu besetzen.

Besoldung: die gesetzliche (maximal Fr. 7900.—), dazu Teuerungszulage (gegenwärtig 67 %) und Ortszulage bis Fr. 1000.—. Der Beitritt zur Versicherungskasse für das Staats- und Gemeindepersonal ist obligatorisch.
Bewerber werden eingeladen, ihre handschriftliche Anmeldung mit den nötigen Ausweisen, Zeugnissen über ihre bisherige Tätigkeit und einem ärztlichen Zeugnis bis zum 20. Februar 1954 einzureichen an den Präsidenten der Primarschulpflege Allschwil, **K. Suter-Widmer,** Blumenweg 15, **Neuallschwil.** 42

Allschwil bei Basel, den 27. Januar 1954.

Primarschulpflege Allschwil.

Mitteilung der Administration

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Geographischen Verlages Kümmerly & Frey in Bern bei, den wir der Beachtung der Leser empfehlen.

Gut eingerichtetes **Kinder-Ferienheim** 44

im Berner Oberland (Simmental) **sucht** für drei Wochen in den Sommerferien **eine Kolonie** in Regiebetrieb. Platz für 39 Kinder und 4 Erwachsene.

Off. an Frau **M. Meinen-Jenni, Weissenburg.** Tel. (033) 8 51 18.

Gesucht für Sohn und Tochter 35

Hauslehrer

für das erste Schulhalbjahr 1954/55. Lehrstoff: 1. Oberreal. Französische Umgangssprache erwünscht. Der ganze Aufenthalt ist in Ascona (Tessin) vorgesehen. Offerten unter Chiffre SL 35 Z an die Administration der Schweiz. Lehrerzeitung, Postfach Zürich 1.

Wir suchen für Antritt auf 1. Mai 1954 an unsere kaufmännische Berufsschule u. Verkäuferinnenschule tüchtigen, hauptamtlichen SA 2298 St.

Handelslehrer

Interessenten senden ihre Offerten mit Bildungsgang u. Lebenslauf, Beilage einer Photo, nebst Angaben der Saläransprüche bis 15. Februar an die **Kaufmännische Berufsschule,** Präsident E. Schwob, **Uzwil SG.** 40

Elternverein

NEUE SCHULE ZÜRICH

Statutarisch vorgeschriebene Kleinklassen ermöglichen unsern Lehrkräften ein individuelles Eingehen und eine entsprechende Rücksichtnahme auf die geistige und körperliche Entwicklung der ihnen anvertrauten Schüler. Ausserdem wird durch unsere Organisation als Elternverein der so wichtige Kontakt zwischen Elternhaus und Lehrerschaft erleichtert. Die auf Selbstkostengrundlage geführte Schule ist politisch neutral und steht auf dem Boden christlicher Weltanschauung.

Primar- und Sekundarschule

Zeltweg 6, Zürich 32, Telephon 32 19 49

Berufswahl- und Mittelschule

Stapferstrasse 64, Zürich 6, Telephon 26 55 45
Rektorat: Dr. Paul Schmid und Dr. Fritz Grütter

Wegen Erreichung der Altersgrenze ist auf das Frühjahr 1954 an der **Knabenschule in Arth** die

Stelle eines Primarlehrers

neu zu besetzen. 45

Wegen Demission des jetzigen Inhabers wird auf Ostern 1954 an der **Knabenschule in Goldau** die

Stelle eines Primarlehrers

frei.

Anmeldungen mit allen nötigen Unterlagen sind bis spätestens 20. Februar 1954 an den **Schulratspräsidenten** in **Oberarth** einzureichen. **Der Schulrat Arth.**

Gewerbeschule der Stadt Bern

Die Diplomprüfung zur Erlangung des Fähigkeitszeugnisses für Zeichenlehrer

findet statt vom **15. bis 27. März 1954.**

Schriftliche Anmeldungen mit den im Reglement vom 13. Juli 1948 geforderten Beilagen sind bis spätestens am 26. Februar 1954 einzureichen. 43

Bern, 28. Januar 1954. **Gewerbeschule der Stadt Bern.**
Lorrainestrasse 1 Die Direktion.

Kanton Zürich

Umschulungskurs für Akademiker auf das Sekundarlehramt

Im April 1954 beginnt ein einjähriger Umschulungskurs für Akademiker auf das Sekundarlehramt. Er umfasst eine reduzierte Ausbildung a. Oberseminar (9—13 Std.), die pädagogisch-didaktische Ausbildung an der Universität (8—9 Std.) und dient im übrigen der Ergänzung der für die Patentprüfung erforderlichen Ausbildung in den wissenschaftlichen Fächern. Aufgenommen werden Schweizer Bürger mit einem abgeschlossenen oder vor dem Abschluss stehenden akademischen Studium, welches die Vorbereitung auf die Patentprüfung innert Jahresfrist gestattet. Bestandene Fachprüfungen können angerechnet werden. Altersgrenze 30 Jahre, Ausnahmen in besonderen Fällen vorbehalten. Den Teilnehmern wird zwei Jahre nach der Prüfung unter den Voraussetzungen von § 8 des Lehrerbildungsgesetzes die Wählbarkeit für das zürcherische Sekundarlehramt in Aussicht gestellt. Za 4411/54)

Anmeldungen sind bis **15. Februar 1954** unter Beilage eines bei der Erziehungsdirektion erhältlichen Formulars, eines handgeschriebenen Lebenslaufes, der vollständigen Studienausweise und eines Leumundszeugnisses an die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, Walchetor, Zürich 1, zu richten. 41

Zürich, den 23. Januar 1954.

Erziehungsdirektion des Kantons Zürich.

An der Primarschule **Walzenhausen-Lachen** (4.—6. Kl.) ist auf Beginn des Schuljahres

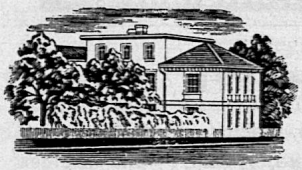
eine Lehrstelle

neu zu besetzen. Geräumige Lehrerwohnung im Schulhaus steht zur Verfügung. Evangelische Bewerber sind ersucht, ihre Anmeldung mit den nötigen Ausweisen bis 19. Februar dem Präsidium der Schulkommission (Tel. [071] 4 42 02) einzusenden. 39

Die Schulkommission.

Bern Marktgasse 8 Tel. 2 36 75
Spezialgeschäft f. sämtl. Musikinstrumente und Reparaturen

Seit 40 Jahren
erteilen wir Darlehen ohne Bürgen
Absolute Diskretion
Prompte Antwort
Bank Prokredit Zürich
Talacker 42
Telephon 25 47 50
OFA 19 L



Freie evangelische Volksschule Zürich-Aussersihl
Dienerstrasse 59
Tel. (051) 27 16 24

Primarschule und Sekundarschule

An Stelle einer 7. Primarklasse führen wir zudem mit Erfolg eine **Übergangsklasse.** *Diese ist ausschliesslich für Schüler bestimmt, welche trotz gutem Zeugnis die Aufnahmeprüfung in die Sekundarschule nicht bestanden haben und nun zuversichtlich die 6. Primarklasse wiederholen möchten.*
Auskunft und Anmeldung iu der Sprechstunde des Schulleiters täglich von 11.00 bis 11.45 Uhr, ausser montags.

Überarbeitet?
Nervös? Dann eine Salus-Kur
R. Müller Institut Salus Genferstrasse 3
Kontrollarzt Zürich 2 Tel. (051) 25 12 85
Mitglieder Ermässigung
OFA 15035 Z

Neue Mädchenschule Bern
Gegr. 1851 Waisenhausplatz 29 Tel. 2 79 81 Postcheck III 2444
Christliche Gesinnungsschule, enthaltend:
Kindergarten, Elementarschule, Primaroberschule (5 Klassen), **Sekundarschule** (5 Klassen). **Fortbildungsklasse** (10. Schuljahr), **Kindergärtnerinnen-Seminar** (2jähriger Kurs, Aufnahme Frühjahr 1950, 1952 usw.), **Lehrerinnen-Seminar** (4jähriger Kurs, Aufnahme jeden Frühling).
Sprechstunden des Direktors: Dienstag bis Freitag 11.15—12 Uhr.
Der Direktor: **H. Wolfensberger**

IN ST. GALLEN
empfiehlt sich für prima Patisserie, Glace, erstklassige kalte und warme Küche — diverse Weine und Biere
CAFÉ KRÄNZLIN Unionsplatz Telephon 2 36 84

Hobelbänke für Schulen

in anerkannt guter Qualität mit der **neuen Vorderzange Howa**, Pat. angem. Kaufen Sie keine Hobelbank, bevor Sie mein neues Modell gesehen haben.
Verlangen Sie Prospekt und Referenzliste beim Fabrikanten
Fr. Hofer, Strengelbach-Zofingen. Telephon (062) 8 15 10.

SCHULHEFTE

Farbige Preßspanhefte, Wachstuchhefte, Zeichenmappen, Zeichenpapiere, schwarzes und farbiges Tonzeichenpapier beziehen Sie vorteilhaft bei

Ehrsam-Müller Söhne & Co. Zürich 5
Limmatstrasse 34

Unsere Anleitungsbücher

sind eine wertvolle Hilfe im Unterricht:	Preis
Papparbeiten	Fr. 8.80
Handarbeiten aus dem Gesamtunterricht der Unterstufe (Heinrich Kern)	Fr. 2.30
Metallarbeiten	Fr. 3.50
Hobelbankarbeiten	Fr. 8.—
Meister Holzwurms Winke (A. Schneider)	Fr. 2.—
Falten, Scheren, Flechten (P. Perrelet)	Fr. 4.70
Baupläne für Physikapparate (Sammelmappe) (H. Nobs)	Fr. 6.—
Wanderung mit dem Jahr (H. Siegrist)	Fr. 3.75
Bastbuch (Anleitung für Arbeiten mit EICHE-Kunstbast)	Fr. 2.—
Die künstlerische Schrift (H. Kunz)	Fr. 3.50
Das ABC der Kunstschrift	Fr. 2.35*
Das alles mit einer Feder	Fr. 3.65*
Schreibhilfe (Eugen Kuhn)	Fr. 1.20
Das Schreiben (Karl Eigenmann)	Fr. 1.20
Heftgestaltung (Hans Hunziker)	Fr. 2.50
Rechtschreibebüchlein (Karl Führer) für Schweizer Schulen	
I. Heft 3.—5. Schuljahr	Fr. –.70*
II. Heft 5.—9. Schuljahr	Fr. –.90*
Spindel, Weberschiffchen und Nadel (Eugen Kuhn)	Fr. –.60*

* Reduzierte Preise bei Abnahme von mindestens 10 Exemplaren

ERNST INGOLD & Co HERZOGENBUCHSEE
Das Spezialhaus für Schulbedarf . Fabrikation und Verlag

Bewährte Schulmöbel

solid
bequem
formschön
zweckmässig

Basler
Eisenmöbelfabrik AG
SISSACH/BL

Sissacher Schul Möbel

Zuverlässige, erfolgreiche
Ehevermittlung
durch **Frau G. M. Burgunder**
a. Lehrerin
Postfach 17 **Langenthal**
OFA 6561 B

Klaviere Fabrikneu und Occasion
erste Qualitätsmarken
— Verkauf — Tausch — Miete —
Klavier- Reparaturen Stimmungen Polituren
auch auswärts prompt, fachgemäss

Musikhaus
SEEGER
Unterer Graben 13 b. Schibenertor
Tel. (071) 2 16 92 **St. Gallen**

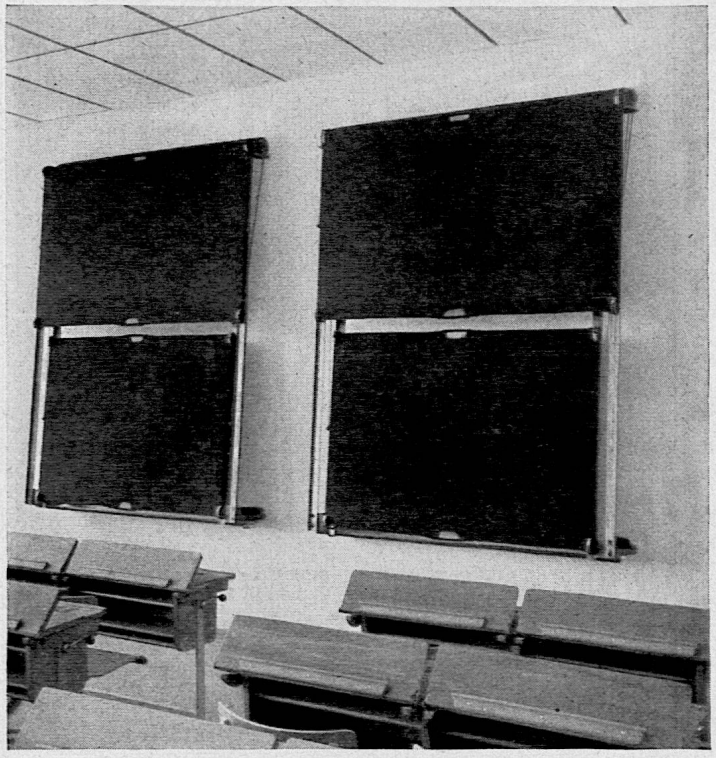
BEZUGSPREISE:

		Schweiz	Ausland
Für *Mitglieder* des SLV	jährlich	Fr. 14.—	Fr. 18.—
	halbjährlich	„ 7.50	„ 9.50
Für *Nichtmitglieder*	jährlich	„ 17.—	„ 22.—
	halbjährlich	„ 9.—	„ 12.—

Bestellung direkt bei der Redaktion. *Postcheck der Administration VIII 889.*

INSERTIONSPREISE:
Nach Seiteneinteilung, zum Beispiel: 1/32 Seite Fr. 10.50, 1/16 Seite Fr. 20.—, 1/4 Seite Fr. 78.— + Teuerungszuschlag. Bei Wiederholungen Rabatt ● Inseratenschluss: Montag nachmittags 4 Uhr ● Inseratenannahme: *Administration der Schweizerischen Lehrerzeitung, Stauffacherquai 36, Zürich 4,* Postfach Zürich 1 ● Telephon (051) 23 77 44.

Schulwandtafeln
Geilinger & Co.
Winterthur GC



GC 5244

Landerziehungsheim Hof Oberkirch

für Knaben Kaltbrunn (St. Gallen)

Primar- und Sekundarschule, Progymnasium, Vorbereitung auf Mittelschulen und das praktische Leben, Berufswahlklasse, Handelsschule bis Diplom. Kleine Klassen, Arbeit in Garten und Werkstätte, Sportplatz, Schwimmbad, gesunde, sonnige Lage. Erziehung zur Selbständigkeit und Kameradschaft.

Telephon Kaltbrunn 3 6235 **Leiter: Dr. F. Schwarzenbach**

FEBA-Füllfedertinte

FEBA-Buchtinte MARS
(für gewöhnl. Federn)

FEBA-Schultinte

in allen Papeterien erhältlich

Dr. Finckh & Co., A.G., Schweizerhalle

2

NEUCHATEL
Höhere Handelsschule

Kursbeginn: 26. April 1954 Sofortige Einschreibung

Handelsabteilung
(Diplom-Maturität)

Verwaltungsschule
(Vorbereitung für Post und Eisenbahn)

Spezialkurse für Französisch
(Viertel- und Halbjahreskurse)

Zeitgemässe Handelsbildung
Gründliches Studium der franz. Sprache

Der Direktor: Dr. Jean Grize

P 1079 N

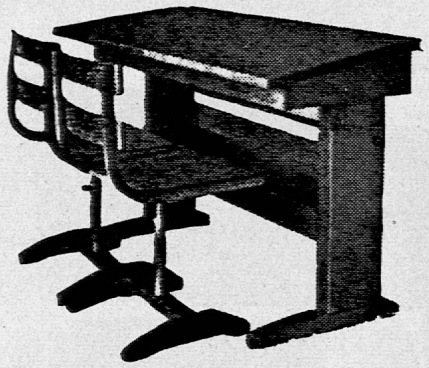
Wundersames aus der Schneckenwelt

Zwei Erzählungen aus Finnland — Die Katzen und die Menschen, von Edgar Schumacher — Jazz, ein musikalisches Generationenproblem — Lang ist der Weg zum Nirwana — Der Pfau, von Kaspar Freuler — Wintersonnen — Schweizer Masken und Maskenbräuche — Liebe Zuhörer und Zuhörerinnen . . . ! — Spuren im Schnee — Winterwald, Froststern und Axthieb — Bücher in wenigen Zeilen usw.

Alle diese Artikel finden Sie im reich illustrierten Februarheft des

«SCHWEIZER JOURNAL»

An allen Kiosken und in Buchhandlungen erhältlich.



- warm
- heimelig
- praktisch
- preiswert

Thoblo

ist das **Schulmöbel** aus Holz. Feste und verstellbare Modelle. Verlangen Sie Prospekte und Offerten.

FERD. THOMA Möbelwerkstätten
gegr. 1868 Tel. (051) 2 15 47 **JONA/SG**

Die neue gediegene Schulwandtafel

die Sie 100%ig befriedigt

Tellistrasse Büro: Rain 35 Telephon (064) 2 27 28

SPARKASSE DER STADT ZÜRICH

Bahnhofstrasse 3 Gegr. 1805 Eingang Börsenstrasse

- Annahme von Geldern auf Sparhefte
- Gewährung von Baukrediten
- Übernahme von I. Hypotheken
- Vermietung von Schrankfächern

Für Schulen!

Leihweise Abgabe von Diapositiven

in Schwarz und Farbig
Grösse: 8,5 x 10 cm gefasst

Diapositive von Landschaften, Blumen sowie von Genreaufnahmen, z. B. Trachten, Volkstypen usw. Für die Neuanfertigung von Diapositiven steht unsere reichhaltige Bilder-Auswahl zu Diensten.

Jean Gaberell AG • Photo-Verlag • Thalwil
Telephon 92 04 17

2-3 × dauerhafter,

ausgiebiger, bruchsicherer und geschmeidiger ist unsere neuartige

SPEZIAL-SCHULKREIDE OMYA

Machen Sie einen Versuch, — auch Sie werden begeistert sein!

OMYA

die neue, bessere Schulkreide!

PLÜSS-STAUFER AG. OFTRINGEN
Die älteste Kreidefabrik der Schweiz

MARABU *Farbe*

Hoher Gehalt an reinem Farbpigment machen MARABU-Farben so überaus ausgiebig und die sekundenschnelle Löslichkeit unter dem nassen Pinsel haben sie so beliebt gemacht. Alle Näpfchen und Farbknöpfe sind in einer reichhaltigen Auswahl an FARBKASTEN und auch in jedem Farbton einzeln lieferbar. Verlangen Sie Auskunft bei Ihrem Lieferanten

oder beim Generalvertreter
F. Tschepen Zürich 57

MARABU

Landesbibliothek Bern

AZ Zürich 1

AG. Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei

DAS JUGENDBUCH

MITTEILUNGEN ÜBER JUGEND- UND VOLKSSCHRIFTEN

Herausgegeben von der Jugendschriftenkommission des Schweiz. Lehrervereins · Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung

FEBRUAR 1954 20. JAHRGANG NUMMER 1/2

Bemerkungen zum Schundliteratur-Problem

Vortrag, gehalten am 16. Mai 1953 in Baden, an der Delegiertenkonferenz der aargauischen Kantonalkonferenz

Mit «Schund» wurde ursprünglich das Ergebnis des «Schindens», nämlich des Säuberns einer Tierhaut, bezeichnet. Schund waren also die nicht verwendbaren Abfälle, die auf dem Schindanger landeten. Das Wort ist nicht sehr alt und vermutlich in Angleichung an «schwinden/Schwund» oder «springen/Sprung» usw. entstanden. Im einstigen Sinn konnten die Meinungen darüber nicht auseinandergehen, was Schund war und was nicht. Wenn wir heutzutage etwa Kartoffeln schälen, «Härdöpfel schinte», wie unsere Mundart es nennt, so wissen wir die beiden Ergebnisse auch genau voneinander zu unterscheiden: hier gibt es die blossen Kartoffeln in ihrer weissen oder gelben Pracht, dort die «Schinti», d. h. den Schund. Dass es gesund sei, sich auch den Kartoffelschund einzuverleiben, ist eines der Geschenke der neueren Vitaminforschung, das wir durchaus willkommen heissen, denn damit ist wenigstens auf *einem* Gebiete das Schundproblem befriedigend gelöst.

Mit «Schund-Literatur» oder eigentlich richtiger «Literatur-Schund» muss auf Grund der Wortbedeutung etwas gemeint sein, das als Ergebnis einer bestimmten Tätigkeit sich als Abfall erweist, der zum Wegwerfen übrigbleibt und zu etwas anderem nicht taugt. Diese Tätigkeit kann keine andere sein als das aufmerksame, wertende Lesen in der kleinsten und in der grössten Form und in allen Zwischenformen vom Einzelfall der Lektüre eines einzelnen Werkes durch einen einzelnen Leser bis zu der langsamen, gewaltigen, unerbittlichen Trennung, die die Richterin Zeit vornimmt.

Zum Schinden einer Tierhaut oder einer Kartoffel bedarf es geringer Voraussetzungen. Von jedermann wird auf der einen Seite die wertvolle Haut oder Kartoffel, auf der andern Seite der «Schund» erkannt und dementsprechend behandelt. Wieviel schwieriger ein solches wertendes Auseinanderhalten auf dem Gebiete der Literatur ist, ist Ihnen bekannt. Wer sich den Unterschied zwischen jener physischen Trennung und Wertung und der geistig-seelisch-ästhetischen auf literarischem Gebiete vergegenwärtigt, der hätte viel Grund, den Mut sinken zu lassen und zu glauben zu beginnen, er schicke sich an, den Kampf mit einem siebenköpfigen Drachen zu entfesseln, mit einem Drachen, der erst noch die komfortable Untugend besitzt, einen abgeschlagenen Kopf alsobald durch einen neuen zu ersetzen.

Und doch! Hätten wir Anspruch auf den Titel eines Erziehers, wenn wir verzweifeln und dem Drachen sein Raub- und Mordgebiet unbestritten überlassen wollten? Treten wir näher und betrachten wir sie genau, die Opfer, die Waffen des Feindes und den Feind selber!

Ich möchte einmal einen durchaus

durchschnittlichen Leser von Schundliteratur

in seiner Entwicklung möglichst genau verfolgen. Im Kampf um die lesende Jugend begehen wir vielleicht dann und wann den Fehler, dass wir zuwenig nach den Kausalzusammenhängen in konkreten Einzelfällen forschen. Mit andern Worten: Wir betrachten das Problem mehr in seinem horizontalen als im vertikalen Ausmass. Am Beispiel des Knaben Walter erhalten wir doch wahrscheinlich einige wesentliche Einsichten, die uns ein bisschen weiterhelfen können.

Walter besuchte die Primar- und Sekundarschule seiner Vaterstadt. Er war, wie er mir sagte, ein guter Schüler und schrieb während seiner ganzen Schulzeit Aufsätze, die auf eine gewisse Begabung schliessen liessen. Wie er, 13- oder 14jährig geworden, Schundhefte zu lesen anfing, daran erinnerte er sich später nicht mehr. Die meisten Heftchen bekam er von Kameraden geliehen, denn zum Kaufen verfügte er nicht über Taschengeld genug, und zum Stehlen fehlte ihm die unbezwingliche Gier. Die Detektiv- oder Indianergeschichten las er sehr aufmerksam, doch ohne Leidenschaft. Er führte eine genaue Kontrolle über seine Lektüre, indem er in einem Büchlein Kolonnen anlegte, die oben mit dem Titel der verschiedenen Heftserien und links mit fortlaufenden Nummern versehen waren, so dass für jede Nummer jeder Serie eine Stelle entstand, die ein Zeichen bekam, wenn das betreffende Heft ausgelesen war. Theoretisch erblickte Walter also sein Ziel darin, sämtliche Nummern sämtlicher Reihen zu lesen, und beinahe wurde das Ausfüllen der Kolonnen spannender als die Lektüre selber. Was will man — Geheimnisse einer Knabenseele! Die Zahl der Buffalo-Bill-Hefte, der Nick-Carter-, der Texas-Jack-, der Nat-Pinkerton-Hefte, die als «gehabt» getreulich rubriziert wurden, wuchs beständig an. Es lässt sich durchaus nicht behaupten, die Hefte hätten auf Walters Gemüt einen aufreizenden oder sonstwie verderblichen Einfluss ausgeübt. Es wurden keine asozialen Instinkte geweckt oder suggeriert. Der Knabe hatte noch nicht so ausgeprägte Feinde, dass er aus den Heften oder durch die Lektüre gelernt hätte, wie sie am komfortabelsten umzubringen wären. Man muss vielmehr sagen, dass Walter ein Beispiel dafür war, dass durch die Schundlektüre negative Affekte auf unschädliche Weise — ich will gewiss nicht behaupten «sublimiert», aber doch abreagiert werden können; dies *ist* möglich; es kommt sicher vor, und es wäre falsch, es ausser acht zu lassen oder zu bestreiten. Selbstverständlich ist aber damit die Schundliteratur nicht etwa zum automatischen Therapeuten befördert und entschuldigt!

Es fehlte zu Walters Schulzeit — wie er selbst bestätigte — nicht an ausgezeichneten Lesebüchern mit all den herrlichen Belegen einer grossen, formal und inhaltlich bedeutenden Literatur, Blüten aus dem Garten der deutschen Sprache. Was aber offenbar fehlte, war ein Deutschlehrer, der ausser mit dem Kopf den Garten auch mit dem Herzen betreut und das Fach Deutsch den grossen Buben

angenehm oder gar liebenswert gemacht hätte. Jeder Schüler lehnte den Lehrer ab. Sein Wesen sei dürr, vergrämt, gehässig, misstrauisch, humorlos, von vorneherein irgendwie feindselig gegen die Schüler eingestellt gewesen. So geschah unvermeidlich, was nicht der Schüler, wohl aber der Lehrer hätte voraussehen müssen: die Spannung zwischen Deutschlehrer und Klasse erweiterte sich zur Spannung zwischen Klasse und Fach. Die an sich ohne jeden Zweifel vorhandene Freude der Schüler an der schriftsprachlichen Form ihrer Muttersprache und an den Schätzen der Poesie und Prosa verdorrte und verkümmerte selber. Die logische Folge davon war nicht überraschend: die Klasse leistete im Deutschunterricht nur das unbedingte Minimum und versuchte sich im übrigen mit allen Mitteln um alles zu drücken, was nach Lesebuch und Aufsatz roch — Goethe und Schiller und Gottfried Keller hin oder her. Unter solchen Bedingungen in der Freizeit das normale Lesebuch anzurühren, wenn es nicht unabwendbare Pflicht befahl, war ausgeschlossen. Der Lehrer ärgerte die Schüler; also gab es für Buben in jenem Alter seelisch nichts anderes, als die Regel «Auge um Auge, Zahn um Zahn» zu befolgen, nämlich nicht nur dem gesamten Ärgerkomplex (die Sprache, wie gesagt, inbegriffen) mit jedem möglichen und als tauglich befundenen Mittel auszuweichen, sondern den Lehrer auch ihrerseits zu ärgern, indem sie bei den bestimmt nicht schulgerechten Schundheften Zuflucht nahmen, um den natürlich immer noch vorhandenen Lesehunger zu stillen, bei jenen Heften, wo das Risiko, einen der Lesebuchautoren mit grossem Namen anzutreffen, äusserst gering war. Noch mehr: die *Schulbibliothek* wurde ohne weitere Überlegung von der reaktiven Ablehnung mitbetroffen, denn erstens war sie mit ihren Beständen eine nicht sehr weit vom Lesebuch und vom Deutschunterricht entfernte Angelegenheit; zweitens stand sie unter der Kontrolle von Lehrern, Deutschlehrern, und man hatte ja am eigenen schon schwer genug zu tragen . . . Also Schulbibliothek? Nein.

Wie verhielt es sich aber mit der *Hausbücherei* in Walters Familie? Da gab es angeblich ausser einer Tageszeitung und einem oder zwei frommen Sonntagblättern ein kleines Wandgestell mit etwa einem Dutzend Bücher in gleichem Einband — hübsch, ja beinahe vornehm zum Anschauen. Aber auf dem Buchrücken stand der Name Gotthelf; aha, das war auch einer der Lesebuchlieferanten; ferner sah Walter nie jemand in einem der Bücher lesen (zwar wurden sie von Zeit zu Zeit zusammen mit den Möbeln abgestaubt); die Bücher dienten also in erster Linie als eine Art Wandschmuck. Dann gab es noch ein dickes Doktorbuch, aber das war selbstverständlich versteckt, weil man aus ihm hätte erfahren können, woher die Kinder kommen, und das auf eine sachlich-anständige Weise zu erfahren, schien verboten zu sein. Wahrscheinlich las Walter auch deshalb die Schundhefte nicht ungern, weil er hoffte, er werde dort über manches aufgeklärt, was die grossen Leute zu verschleiern trachteten und als ihr geistiges Eigentum betrachteten.

Er befasste sich rund zwei Jahre lang mit der Schundlektüre. Was sich in den Geschichten ereignete, vergass er ziemlich rasch. *Eine* Erzählung unter den vielen blieb ihm allerdings jahre-, ja jahrzehntelang deutlich in Erinnerung, und gerade diese kleine Ausnahme dürfte beweisen, dass sich im Entwicklungsalter — und wahrscheinlich in jedem Alter — beim Lesen seelische Prozesse abspielen, die in positiver oder negativer Richtung wichtig sind. Es handelte sich um das Heft «Wie Texas Jack seinen Vater fand». Walter war bis zu Tränen gerührt über das glückliche Ereignis, und das will für einen Buben in den Reife- und Flegeljahren nicht wenig heissen — und einem Psychologen sagt es sogar sehr viel.

Nun, Walter verliess die Schule, machte seine Berufslehre, lernte andere Kameraden, andere Lehrer, andere Bücher kennen, wurde persönlich urteilsfähiger, begeisterte sich — zweifellos besser geführt und angeregt als vorher — an den Meisterwerken der deutschen Literatur in Prosa und Poesie. Betrüblich an dieser Epoche der Versöhnung und Gesundung war jedoch die Tatsache, dass die Bibliothek der betreffenden Berufsschule mehr verteidigt als verwaltet wurde, dass nämlich die Jünglinge nicht nur keinen freien Zugang zu den Büchern hatten — eine Holzschranke stand da wie eine Barriere an einer Landesgrenze —, dass der Lehrerbibliothekar den Kunden ihre Lektüre befehlen oder verbieten wollte, dass er einem lieber viermal Storms Pole Poppenspäler in die Hand drückte, als einen Wunsch zu erfüllen, der ihm, dem Verteidiger seiner Schätze, absonderlich vorkam. Dieses übertrieben altmodische Verhalten hatte weiter keine schädliche Wirkung, als dass Walter und seine Kameraden die Bibliothek möglichst mieden, was immerhin nicht gerade der Zweck einer Bibliothek sein soll. Die Jünglinge verschafften sich ihre Freizeitlektüre durch gegenseitigen Austausch oder durch Ankauf mit möglichst geringen Auslagen, und es handelte sich in der Regel nicht mehr um Schundliteratur, sondern um Werke hervorragender Verfasser.

Die Jahre kamen und gingen. Abschliessend ist über Walter zu melden, dass er, als er selber die Leiden und Freuden eines Vaters durchzumachen hatte, seine Tochter von Anfang an — als sie die Bücher nicht mehr als insgesamt einzig zum Zerreissen bestimmt betrachtete — in seiner umfangreichen Bücherei frei auswählen liess und seine Anteilnahme an ihrer Lektüre bekundete. Eigenartig früh seien dem Mädchen ausser russischen Märchen Gotthelfs Schwarze Spinne und Buschs Fromme Helene zu besondern und bleibenden Lieblingen geworden. Es habe kaum einmal ein dummes Backfischbuch oder andern Schund gelesen und beweise stets einen guten Geschmack.

Der Fall Walter ist, wie anfangs angedeutet, darum ziemlich eingehend mitgeteilt worden, weil er für Tausende oder gar Millionen aufwachsender Knaben und Mädchen als typisch, d. h. als durchschnittlich gelten kann. Er erlaubt uns einige Betrachtungen, mit welchen versucht werden soll, das Problem der Schundliteratur zu erkennen, zu erklären und damit vielleicht um einen Schritt seiner Lösung näher zu bringen.

Die Individualität

Kein Mensch ist vorsichtig genug, seine Eltern rechtzeitig auszulesen. Er betritt diese Welt ungefragt, und er ist ohne eigenes Dazutun ein geheimnisvolles, niemals wiederkehrendes Gemisch seiner beiden Eltern, der vier Grosseltern, der acht Urgrosseltern und so weiter rückwärts in der Ahnenreihe bis in die Dämmerung der Urzeit und des Beginns alles Lebens. Nie ermisst man und wird man ermessen können, welche Summe von wegbestimmenden Gegebenheiten ein Kind mit auf die Welt bringt, ob einen Heiligen oder einen Teufel aus ihm zu entwickeln durch die Erbmasse verheissen oder gedroht wird. Solange es Menschen gibt, wird man schwanken zwischen zwei extremen Auffassungen, nämlich der optimistisch-horizontalen, die *Erbanlage* sei bedeutungslos im Vergleich zur *Umweltwirkung* im allerweitesten Sinn des Wortes, und der pessimistisch-vertikalen, kei-

nerlei Umweltwirkung könne eine Erbanlage ändern. In Andersens tiefsinnigem Märchen vom hässlichen jungen Entlein steht die Schlussweisheit: «Es schadet nichts, im Entenhofe geboren zu sein; wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat.» Das wäre die positive Seite der pessimistischen Auffassung, die Erbanlage gebe den Ausschlag. Negativer drückt sich ein kurzes, sehr anschauliches russisches Sprichwort aus: «Setz ein Schwein an einen Tisch; gleich hält es die Füsse droben.» Das heisst: Schwein bleibt unter allen Umständen Schwein. Die Überzeugung vom wichtigen Anteil der Umwelt, also der Gewöhnung und Erziehung, ja sogar von der Pflicht, das auf uns Überkommene bewusst weiterzubearbeiten, liegt in Goethes wunderschönem kleinem Gleichnis: «Gott schenkt die Nüsse, aber er knackt sie nicht auf.» Gott schenkt die Kinder mit all ihren angeborenen Eigenschaften, aber er überlässt den Menschen, sie zu behandeln.

Auf unser Schundliteraturthema angewendet, stehen wir vor der ebenso tröstlichen wie beunruhigenden Tatsache, dass die individuelle Erbanlage eine «Gleichheit», deren juristische und verfassungsmässige Annahme wir selbstverständlich nicht bemängeln, vollständig ausschliesst, dass wir uns im Guten und im Bösen mit vorhandenen Anlagen abzufinden haben, dass wir aber niemals in einen deterministischen Fatalismus verfallen dürfen. Der angesehene Verwalter der Anstalt Uitikon hat es in einem Vortrag vor einiger Zeit gesagt: «Schundliteratur schadet den starken Naturen nicht, wohl aber den schwachen.» Damit ist aus reicher Erfahrung heraus der mögliche Einfluss der Schundliteratur festgehalten. Ihn zu bestreiten, wäre ebenso närrisch, wie wenn man bestreiten wollte, dass ein Sturmwind die schwachen Bäume knickt und die starken stehenlässt, dass ein Baum an schattiger Halde anders wächst als ein sonnseitig stehender, dass ein Haustier durch eine gute oder schlechte Umgebung oder Behandlung zum Guten oder zum Schlechten beeinflusst wird. Wir selber als Erwachsene müssten dann bestreiten, diese oder jene positive oder negative Begebenheit auf unserem bisherigen Gang durchs Leben sei irgendwie bedeutsam gewesen, und wir müssten behaupten, keine solche Begebenheit habe Spuren hinterlassen und sie hätte ebensogut anders verlaufen oder unterbleiben können. Es gibt kein achselzuckendes Verschanzen hinter die Mauern der Erbanlage, am allerwenigsten bei einem Erzieher aus Beruf oder gar aus Berufung, solange er überhaupt Anspruch darauf erhebt, als Erzieher ernst genommen zu werden. Ein Erzieher *muss* ja von Grund auf, von seinem ganzen Wesen aus, seiner gesamten Zielsetzung gemäss «ziehen» wollen, d. h. ein bestimmtes Objekt (hier das Kind, den unerwachsenen Menschen) auf einem bestimmten Weg einem bestimmten Ziel entgegen, und damit gibt er ja unzweifelhaft zu erkennen, dass er nicht annimmt, ein un-gezogenes = ungezogenes = unerzogenes Objekt gehe auch ohne Führung und Lenkung, aus innerer Gewissheit und Unabänderlichkeit heraus den einzig möglichen Weg.

Die Eltern

allgemeiner gesagt «die Grossen», sind die ersten Vorbilder des Kindes. Hätten Walters Eltern in ihrer Freizeit dem Lesegut und dem Lesevorgang an sich gegenüber grössere Anteilnahme bekundet, sei es mit eigenen oder mit entlehnten Schriften, so wäre höchstwahrscheinlich die Mindestwirkung die gewesen: der Knabe hätte sich für das, was die Eltern gelesen hätten, interessiert, und es wären auf die eine oder andere Weise Hunderte von Gesprächen über die Lesestoffe und über das Lesen im ganzen entstanden. Jeder Vater, jede Mutter, jeder Erwachsene, der irgendwie mit Kindern zu tun hat, könnte wissen, dass sie das Buch, das gedruckte Wort, die Bilder und alle einem Werk entsteigenden Gestalten und Vorgänge ungewöhnlich ernst nehmen, weil sie unbewusst von dem Zauber beeindruckt sind, dass zwischen zwei Deckeln, in kleine Zeichen gebannt, ihnen die ganze bunte Welt mitsamt ihren eigenen Erlebnissen und Gedanken entgegenkommt. Es entspricht der geistigen Entwicklungsstufe des jungen Menschen, dass die Buchwirklichkeit und die Weltwirklichkeit viel weniger getrennt sind als bei den Erwachsenen. Darum wird ein ernsthaftes Gespräch über Bücher und Figuren und Begebenheiten, die aus Büchern stammen, jederzeit von ungewöhnlichem Werte sein. Ein junger Leser, dessen Lektüre aufrichtige Beachtung findet, fühlt sich verstanden, wird unwillkürlich mit vermehrter Aufmerksamkeit weiterlesen, wird zu werten und zu urteilen beginnen, wird — was sehr wichtig ist — auf den Namen des Verfassers achten, wird Schritt für Schritt einem uns allen als Ideal vorschwebenden Maximum von Schönheit, Wahrheit und Güte sich nähern — ich sage «nähern», nicht «er wird es jemals erreichen». Könnten wir uns etwas anderes wünschen?

Der Lehrer, vor allem der Deutschlehrer

Ihm messe ich im Kampf gegen die Schundliteratur eine äusserst wichtige, ja die wichtigste Rolle zu. Es lässt sich ja nicht an der Tatsache vorbeisehen, dass in vielen Familien die Eltern oder andern Erwachsenen weder geistig noch materiell in der Lage sind, ihren Kindern als literarische Ratgeber oder auch nur als Gesprächpartner irgendwie behilflich zu sein. Die Verschiebung der literarischen Erziehung von der Familie auf die Schule ist eine Notwendigkeit, die bei allem grundsätzlichen Bedauern nicht mehr zu vermeiden ist und in der Auswirkung auch ihre guten Seiten zeitigen kann. Denn so befindet sich — in zahlreichen Fällen wenigstens — die literarische Erziehung im Bereich von Kennern, die über Ziel und Mittel klarere Vorstellungen haben als die Familienangehörigen. Was hat im Zusammenhang mit der Schundliteratur der Lehrer und allgemein die *Schule* für Aufgaben? Aus der Geschichte Walters haben wir erfahren, dass der Deutschlehrer ganz besonders die Kunst beherrschen sollte, geachtet, geliebt, ja verehrt zu werden von seinen Schülern. (Wenn ich die Bezeichnung «Lehrer» brauche, so ist sie als Berufsbezeichnung gemeint, die selbstverständlich auch für eine weibliche Trägerin des Amtes gilt.) Der geliebteste und verehrteste Lehrer ist, glaube ich, auch der beste Garant für die Beliebtheit seines Faches und für die Bereitschaft der Schüler, wegweisenden Bemerkungen Gehör zu schenken und auch in der Freizeit dem Lehrer und seinem Fach alle Ehre anzutun und das zu unterlassen, was ihn oder es kränken, schädigen oder schänden könnte. Dann käme auch das Lesebuch zu Ehren, würden die in ihm auftretenden Verfasser positiv beachtet, würde irgendwelchen unbekannten Schreibern gegenüber Skepsis geübt, würde unwillkürlich die Privatlektüre wertend und auslesend mit der Schullektüre verglichen, würden literarische «Fehltritte» ohne innere Lust am Widerspruch bald einmal in Ordnung gebracht. Dem Lehrer, der für selbstverständlich hielte, regelmässig und ziemlich häufig während des Unterrichts sich mit der persönlichen Lektüre der Schüler zu befassen, nicht als nörgelnder Zensor,

sondern als Partner unter Gleichberechtigten, diesem Lehrer wäre ein günstiger Einfluss wohl möglich.

Dazu aber gehört die fortwährende Kontrolle der Benützung der

Schulbücherei,

von der ich nicht aufhöre zu vermuten, sie könne die Hauptwaffe im Kampf gegen die Schundliteratur sein. Dass zur Schulbücherei Bücher, und zwar viele Bücher, gehören, dass zur Anschaffung von Büchern ausreichende Mittel gehören, dass zur Betreuung der Bücherei ein richtiger Bücher- und Jugendfreund gehört, das muss als Voraussetzung gelten. Ferner möchte ich dringend zur Einführung des Freihandsystems raten, wo es noch nicht der Fall ist, zur Mitarbeit von Schülern im Ausleih- und Ordnungsdienst und zur Einführung der schliesslich zur Gewohnheit werdenden Regel, dass jeder Bezüger eines Werkes bei der Rückgabe — sei es auch nur auf der Rückseite des Lesezettels — seinen Eindruck über die beendete Lektüre schriftlich niederlegt. Die knappste Antwort auf die beiden Fragen «hat es gefallen?» und «warum?» ist wichtiger als die ausgiebigste Gleichgültigkeit. Wenn die Umstände es erlauben, ist ein Gespräch zwischen Bibliothekar und Benützer über die beidseitige Meinung über ein Buch — immer im Ton der Gleichberechtigung beider Partner geführt — von grosser Bedeutung. Die Sammlung von unbefangenen Schülerurteilen kann wichtige Beiträge zur *Lesepsychologie* ergeben, Beiträge zu einem Studium, das durchaus zur Pädagogik und zur Psychologie gehört oder gehören sollte und wesentliche Abklärungen in der Problematik der Entwicklungsjahre und damit der Schundliteratur vermitteln kann.

Wenn der Lehrer auf diese Weise die Lektüre seiner Schüler beachtet — es sei wiederholt: beachtet, nicht zensiert —, so kann er bei den ersten Anzeichen des Auftretens von individueller oder kollektiver Schundsucht eingreifen und die Angelegenheit in ihren Kausalzusammenhang zu stellen versuchen. Ich brauche mit Absicht das Wort *Sucht,* weil ich immer mehr zur Überzeugung gelange, das massenhafte Schundlesen — von leichteren und vereinzelten Fällen dürfen wir wirklich absehen und darauf verzichten, ihretwegen uns aufzuregen und die Hände zu verwerfen — das massenhafte Schundlesen gehöre ins Gebiet der

Süchtigkeit

d. h. ins Gebiet der krankhaften Süchte. Es empfiehlt sich, das Problem einmal von dieser pathologischen Seite her zu betrachten. Was ist Süchtigkeit? «Süchtigkeit, Sucht, Manie, übertriebener (oft krankhaft übertriebener) Drang nach einer gewissen (oft unnatürlichen) Art der Triebbefriedigung, von welcher der Betroffene aus eigener Kraft nicht mehr loskommt. Besonders häufig: Trunksucht, Kokain-, Morphium-, Schlafmittel-, Nikotinsucht; es gibt aber auch eine Wandersucht, Stehlsucht, Schwindelsucht, eine Sucht, Feuer zu legen, usw.» So zitiert aus dem Schweizer Lexikon. Ein entsetzlicher Katalog, und besonders verhängnisvoll ist das letzte Wort: «und so weiter». Wir kennen es, dieses verfluchte «und so weiter»: Kaugummisucht, Likörtäfelchensucht, Sportheldenbildchensucht, Filmstarbildersucht, Kinosucht, Spielsalonsucht — und eben die Schundliteratursucht. Ich wüsste nicht, was einen seiner gesamten erzieherischen Verantwortung auch nur einigermassen bewussten Lehrer daran hindern könnte, über jede stoffliche und pensummässige Schularbeit hinaus einmal, zweimal, zehnmal, zwanzigmal im Jahr das trübe Thema der Süchte in seiner ganzen grauenhaften Tragweite vor und mit den Schülern zu behandeln. Ich könnte mir *einen* einzigen ernsthaften Grund, es nicht zu tun, vorstellen: die eigene Süchtigkeit des Lehrers und infolgedessen die Furcht davor, sich dann vor den Schülern blosszustellen. Was in einem solchen Fall zu geschehen hätte, habe ich hier nicht zu erörtern. Ob es im übrigen der Rechnungslehrer oder der Religionslehrer, der Deutschlehrer oder der Naturkundelehrer, der Schulvorsteher oder der Vorsitzende der Schulbehörde ist, der das Wort in dieser Sache vor den Schülern ergreift, ist belanglos. Wichtig ist, dass jemand den jungen, allem Wichtigtun zum Trotz völlig ahnungslosen Menschen beizubringen, zu erklären, vorzurechnen versucht, in was für einem entsetzlichen Spiel sie als die dümmsten aller Partner aufzutreten ausersehen sind. (Wenn ich an Walter denke, so bin ich sicher, dass eine einzige solche Lektion ihn von seiner an sich noch recht unschuldigen Schundsucht geheilt hätte.) Wie könnte eine Unterrichtsstunde dieser Art etwa tönen? Ich stelle mir ungefähr folgende

Ansprache

vor:

Liebe Schüler. Die allermeisten Leute müssen auf irgendeine Weise Geld verdienen. Sehr viele verdienen ihr Geld dadurch, dass andere Leute die von ihnen hergestellten oder gezüchteten oder geernteten Erzeugnisse kaufen, und zwar zu einem Preis, der grösser ist als die Herstellungskosten. Im Grunde genommen, kann man keinen Menschen zwingen, etwas zu kaufen. Aber die Natur selber übt den grossen Zwang aus, dass wir essen, uns kleiden und ein Dach über dem Kopf haben müssen. Dafür Geld auszugeben und infolgedessen dafür Geld zu verdienen, davon ist niemand, unter den heutigen und hiesigen Lebensverhältnissen wenigstens, befreit. Daneben aber gibt es Einnahmen, die der Einnehmer nicht wieder ausgeben muss und die als Reingewinn zu einem mehr oder weniger ausgeprägten Wohlstand oder Reichtum führen. Und es gibt Ausgaben, die an sich nicht nötig sind, die aber — wirklich oder bloss vermeintlich — unser Leben irgendwie verschönern. Sehr selten denken wir darüber nach, was mit dem Gelde geschieht, das wir ausgeben, und in der Regel können wir es auch nicht erfahren. Eines aber ist so klar und so einfach, dass wir es kaum bewusst beachten: es gibt immer jemand, der mit dem Geld, das jeder von uns ausgibt, nicht nur zu einem Verdienst, sondern zu einem reinen Gewinn kommt. Könnte der Gewinner uns zwingen, ihm seine Ware regelmässig abzukaufen, ob sie nötig sei oder nicht, so wären wir für ihn etwas Ähnliches wie eine Kuh, die der Bauer jeden Tag melkt. Für den Verdiener und Gewinner ist es selbstverständlich, dass er sich jedes Mittels zu bedienen versucht, um sein Einkommen erstens zu vermehren und zweitens regelmässig zu machen. Wenn es sich um Dinge handelt, die der Käufer nicht unbedingt anschaffen *muss,* wie etwa Nahrung und Kleidung, sondern wo er frei *wollen* oder nicht wollen kann, so überlegt sich der Verkäufer, wie er den Käufer versuchen, verlocken, verführen, im letzten und schlimmsten Fall *süchtig* machen kann. Dann geraten wir als Käufer aus dem Bereich des Wollens in denjenigen des Müssens; wir müssen das anschaffen, was der andere uns geben — nein, nicht geben, sondern verkaufen will. So und nicht anders entwickelt sich die Tragödie eines Rauschgiftbenützers, und der Rauschgifterzeuger, -händler und -vermittler schreitet über Leichen, ohne mit der Wimper zu zucken, wenn er nur seinen Gewinn aus der Sucht seiner Opfer zieht. — So und nicht anders geht es auch zu bei dem traurigen

Geschäft, das Schundliteratur zum Gegenstande hat, das am einen Ende der Kette einen ebenso gerissenen wie gewissenlosen Unternehmer und am andern eine gewaltige Menge von jungen und weniger jungen Leuten hat, die man gern als Dummköpfe bezeichnen möchte, wenn damit etwas Wesentliches gewonnen wäre. Und der Unternehmer am andern Ende der Kette zieht, zieht an seinen Opfern herum wie ein Puppenspieler an seinen Marionetten. Wollt ihr, liebe Schüler, euch das einfach gefallen lassen? Wollt ihr nicht wenigstens den Versuch machen, euerseits an der Kette zu ziehen oder mindestens die Kette loszuwerden? Ihr *seid* doch nicht Sklaven eines halben oder ganzen Verbrechers, der euch süchtig machen will oder schon gemacht hat!

Vielleicht denkt ihr, die Leute in dem Laden oder Kiosk, die euch die Schundhefte verkaufen oder leihen, seien doch nette und unschuldige Menschen, die einerseits die Wertlosigkeit ihrer Ware nicht erkennen und anderseits auch irgendwie ihren Lebensunterhalt verdienen müssen. Das mag sein; immerhin muss euch doch auffallen, dass eine «richtige» Buchhandlung solche Ware zu verkaufen ablehnt, ganz einfach weil sie schlecht ist. Und die kleinen Vertreiber hangen ihrerseits an der Kette. Hinter ihnen stecken die Vertriebsagenten und hinter denen jener Unternehmer, in den meisten Fällen ein Ausländer.

Wie uninteressant solche Vertriebsagenten oft — vielleicht immer — sind, kann ich euch beweisen. Ob das die passenden Leute sind, um eure Lieferanten zu sein, das solltet ihr euch wohl überlegen. Hier sind die Auskünfte über sechs Personen, die einer bedeutenden Firma Schundheftserien angeboten haben (Personen- und Ortsnamen sind weggelassen, weil es nicht um die einzelnen geht, sondern um das ganze System und die Qualität der daran Beteiligten):

Fall 1. Buchhändler von Beruf; machte sich selbständig, hatte aber keinen Erfolg; zog in eine andere Stadt; geriet in Geldschwierigkeiten; leistete freiwillig Militärdienst oder betätigte sich als Handlanger und Händler; befährt die Jahrmärkte und Messen und hält Bücher feil; bescheidener Verdienst; mehrmals fruchtlos ausgepfändet; in moralischer Hinsicht verschieden beurteilt.

Fall 2. Träger eines akademischen Grades, Fabrikdirektor, dann aus unbekannten Gründen weggezogen; eine Zeitlang in amtlicher Stellung; Inhaber eines kleinen Verlages; Herausgeber zweier Heftserien; in persönlicher Beziehung ist nichts Nachteiliges zu melden; eigenartig und unheimlich ist die Gleichzeitigkeit von akademischer Bildung und Herausgeberschaft von Schundliteratur.

Fall 3. Inhaber einer Firma mit hochklingendem Namen, deutscher Staatsangehöriger, in der Schweiz aufgewachsen, von Beruf Kaufmann, Prokurist einer Firma, die in Konkurs geriet; dann Vermittler; geriet wegen unseriöser Machenschaften vor Gericht und wurde verurteilt; dann Vertreter und Reisender für verschiedene Firmen; unklare wirtschaftliche Verhältnisse; wird verschieden beurteilt; gibt sich gern den Anschein eines bemittelten Bürgers.

Fall 4. Die Beurteilung von verschiedenen Seiten lautet nicht günstig; die allgemeine Lage gilt als undurchsichtig; wird sogar als Betrüger bezeichnet.

Fall 5. Vertreibt im Nebenamt eine ausgesprochene Schundserie mit geringem Gewinn; sonst ist nichts Nachteiliges bekannt; begnügt sich in einem Angebot mit 50% des Verkaufspreises.

Fall 6. Verkäufer von allem möglichen; habe ein sehr gutes Mundwerk, könne geradezu faszinierend reden und die Leute einnehmen; finanziell sei er schwach; am früher bewohnten Ort habe er Schulden hinterlassen und in moralischer Hinsicht keinen guten Ruf genossen.

Das sind die sechs Fälle, liebe Schüler. Ich wiederhole die Frage, ob das wohl die passenden Leute seien, um die Lieferanten eurer Lektüre zu sein . . . Sie aber — im allgemeinen offensichtlich Leute, die ohne weitere Überlegung alles und jedes benützen, um sich finanziell über Wasser zu halten — und ihr mit euren paar Rappen pro Heft sollt dazu beitragen, dem eigentlichen Unternehmer den Sack zu füllen. Wieviel aber in jenem Sacke Platz hat und Platz findet — und ich mache euch nochmals eindringlich darauf aufmerksam, dass ihr gut genug dafür seid, jenen Sack füllen zu helfen —, das sollt ihr auch vernehmen. Ich lese euch wörtlich vor, was in der von der Arbeitsgemeinschaft deutscher Lehrerverbände Ende Oktober 1952 herausgegebenen Bekanntmachung «Jugend in Gefahr» steht (Seite 8): «Nach Mitteilung Prof. Dovifats, Leiter des Instituts für Publizistik an der freien Universität Berlin, betrug im vorigen Jahr (1951) der

Umsatz an Schundschriften

etwa 20 Millionen DM. Ein Staatsanwalt in Köln teilte am 19. März 1952 mit, dass bis zu diesem Datum 78 solcher Fortsetzungsreihen bestanden. Das bedeutete, wenn man nur bei einer einzigen Reihe eine vierzehntägige Auflage von 50 000 Stück zugrunde legt, eine Jahresauflage dieser einen Heftreihe von 1,2 Millionen Stück; die Herausgabe von 78 solcher Fortsetzungsreihen bedeutet also eine Jahresproduktion von 93 600 000 Stück Schundheften. Dabei ist zu beachten, dass die Verleger die Auflagenhöhe ihrer vierzehntägigen Auflagen nicht verraten, vielfach jedoch mit Auflagen von 100000 Stück alle zwei Wochen zu rechnen ist. Wenn man bedenkt, dass der grösste Teil dieser Hefte von mindestens vier und mehr Lesern verschlungen wird, dann wird der Umfang der Verbreitung erschreckend klar. Die Herstellung der von Prof. Dovifat nachgewiesenen Heftreihen bedingt einen Jahresverbrauch von 2433 Tonnen Papier. — Diese Heftreihen bringen den Herstellerfirmen, ihren ‚Autoren' und Verbreitern unverantwortlich hohe Gewinne ein. Nach den unter Zeugen erfolgten Aussagen eines Verlegers bekam der Autor einer Heftreihe für etwa 60 solcher Heftmanuskripte 35 000 DM. Setzt man nun eine vierzehntägige Auflage von nur 50 000 Stück voraus, so erzielte der Verlag für diese eine Heftreihe (er gab gleichzeitig noch zwei andere heraus) 1,2 Millionen DM. Die Herstellungskosten eines solchen für 40 Pf. verkauften Heftes betragen nach gewissenhaften Kalkulationen 8, 7 bis 10 Pfg. Setzt man also die Herstellungskosten mit 300000 DM. und ferner für Rabattierung (Vertrieb und Einzelhandel) 50 % an, so verbleiben dem Verleger für eine einzige Heftreihe jährlich etwa 300000 DM. Gewinn. Dieses Vermögen, welches der Jugend und somit der Volkswirtschaft entzogen wird, dient also nur dem unberechtigten Bereicherungsstreben einzelner. Das entscheidende Merkmal der Schundproduktion ist das eines Opiat-Monopols, welches von Sondersteuern befreit ist.»

Liebe Schüler. Wer von euch nach all diesen Mitteilungen gleichgültig die Achseln zuckt und ohne weitere Überlegung weiterfährt, sich auf diese niederträchtige Weise ausbeuten zu lassen, dem ist allerdings nicht zu helfen, weil er — wir wollen es deutlich sagen — zu dumm ist. Und gegen Dummheit kämpfen nicht nur die

Lehrer, sondern die Götter vergebens. Wer unter euch nicht zu dumm ist, der merkt sich wenigstens soviel: Gebt euer Geld nicht sinnlos dem erstbesten Ausbeuter! Euer junges Leben gehört euch! Eure freie Zeit gehört euch! Eure Zukunft gehört euch! Wenn ihr uns, die wir es gut meinen mit euch, nicht glauben und gehorchen wollt, so glaubt und gehorcht wenigstens auch nicht irgendeinem unbekannten Händler, Vermittler, Verleger, Verfasser! Wenn wir schon nicht gut genug sein sollen als eure Helfer und Berater, so haltet mindestens nicht jene Leute, von denen ihr noch weniger wisst als von uns, für vertrauenswürdiger! Gebt wenigstens eure freie Zeit und einen wichtigen Teil eures jungen Lebens nicht jenen Dunkelmännern! Sie stehlen euer Geld, eure Zeit, euer Denken, eure Seele! Was ihr einmal verloren habt, bekommt ihr nicht zurück! Es geht um euch selber!

Meine Damen und Herren. Vielleicht bringt ein Angriff in dieser Form, ein Angriff durch

Aufklärung

der gegenwärtigen oder ausersehenen Opfer der Schundsucht einigen Erfolg. Ich bin zu dieser «Rede an die Schüler» abgeschweift beim Erwähnen der wünschenswerten Kontrolle dessen, was die Schüler lesen, und die Lesekontrolle habe ich im Zusammenhang mit der Schulbücherei erwähnt. Nun ist nicht zu übersehen, dass mit der Beendigung der Schulpflicht das Leseproblem und damit das Problem der Schundsucht in keiner Weise unerheblich geworden ist, in der Weise etwa, dass gutgeführte Schüler jetzt sozusagen für ewige Zeiten saniert und immun seien und schlimme Fälle ohnehin hoffnungslos verloren seien. Weder sind Rückfälle unmöglich, noch ist ein weiterer Kampf aussichtslos. Aber es braucht auch hier Waffen zum Kampf, und die Waffen heissen *Berufsschulbücherei, Gemeindebücherei, Vereinsbücherei, Aufklärung.* Das Vorhandensein einer leicht zugänglichen Bibliothek, sei es in der Berufsschule (und zwar mit Werken auch allgemeinen und nicht nur berufskundlichen Wertes), in einer den Jugendlichen und den Erwachsenen zu günstigen Zeiten offenstehenden Gemeindeinstitution (mit grossem Vorteil verbunden mit einem heimeligen Leseraum), innerhalb einer Vereinsorganisation für diejenigen, die ihr körperliches und seelisches Heil nur noch in einem Verein zu finden glauben — die Bibliothek sollte zu einer Selbstverständlichkeit werden wie die Wirtschaft oder wie die Kirche. Fortschrittlich gesinnte Fabrikbetriebe besitzen bereits eigene Betriebsbibliotheken oder bedienen sich der kistenweisen Ausleihe der Schweizerischen Volksbibliothek und regen damit die jugendlichen und erwachsenen Betriebsangehörigen an, ihrer Freizeitlektüre die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Dass eine Bücherei sich niemals aus eigenen Einnahmen finanziell im Gleichgewicht halten kann, ist eine nur zu gut bekannte Tatsache. Es braucht Zuschüsse. Und hier wenden wir uns an die

Behörden

im umfassendsten Sinn des Wortes. Wir bitten die Behörden um Verständnis für die Notwendigkeit der öffentlichen und amtlichen Teilnahme am Kampf gegen die Schundseuche. Gleichgültigkeit ist hier nicht viel anderes als Mittäterschaft durch Geschehenlassen. Der Hinweis auf vorhandene gesetzliche Bestimmungen ist recht und schön, aber man muss erstens die gesetzlich gegebenen Möglichkeiten zum Einschreiten gegen ein Übel auch praktisch durchführen und zweitens Bestimmungen ändern oder ergänzen oder neu schaffen, wenn dies zur Erfassung neuer Verhältnisse nötig ist. Der Schundliteratur ist gar nicht so leicht beizukommen, leider, wie man annehmen könnte oder möchte. Die Bundesverfassung hält fest am Grundsatz der *Pressefreiheit* und der *Gewerbefreiheit,* und keine kantonale oder gar kommunale Vorschrift kann diese Grundrechte ausser Kraft setzen, es sei denn, die Verfassung selber biete die Möglichkeit zu einschränkenden Massnahmen oder zur Bestrafung von Missbräuchen. Dies ist glücklicherweise der Fall, wenn auch — seien wir uns darüber ganz klar — das «Glück» an einem kleinen Orte Platz hat und zu keinen Jubelorgien Anlass bietet. Die Einschränkung von Bundes wegen — nämlich durch das Strafgesetzbuch — erstreckt sich einzig auf die Literatur, die zur Überreizung des Geschlechtsgefühls verleitet, auf mehr nicht. Der gesamte Kriminalschund, der Hand in Hand mit den am laufenden Band vorgeführten Kriminalfilmen das Volk überflutet, bleibt völlig unbehelligt, obwohl grundsätzlich auf kantonalem Boden (z. B. durch das bernische Einführungsgesetz zum Strafgesetzbuch) die Anreizung zum Verbrechen ebenfalls unter Strafe gestellt ist. Es ist aber auf diesem Gebiete so wie auf manchem andern: der Bürger nimmt an, die Polizei und hinter ihr die Behörden seien dazu da, um Verstösse, die er als solche empfindet, automatisch vor den Richter zu bringen. Wenn dies nicht geschieht, so schimpft er vielleicht und hält damit seine Bürgerpflicht für erfüllt, oder er nimmt gar an, seine Meinung stimme mit der amtlichen nicht überein und es empfehle sich daher nicht, eine Affäre daraus zu machen, weil er ja dann doch den kürzern ziehe. Dass es erstens grundsätzlich keine Vorzensur gibt, zweitens der Kontrollinstanz schlechterdings unmöglich ist, von sich aus alle Schundhefte rechtzeitig zu lesen (sowenig wie alle Filme zu sehen), dass drittens der Bürger selber zur Anzeige berechtigt oder gar verpflichtet ist, das überlegt er sich in der Regel nicht. Schlimmer ist ein Grund zu passivem Verhalten, der ein aktives Vorgehen zur Erklärung hat: wenn nämlich ein Kläger abgewiesen worden ist, weil der Richter den zur Verurteilung und Bestrafung nötigen Tatbestand gar nicht anerkannt hat und im Gegensatz zum Kläger feststellt, oder was man so «feststellen» nennt, es handle sich *nicht* um einen Fall von Überreizung des Geschlechtsgefühls oder *nicht* um einen Fall der Anreizung zum Verbrechen, womit dann die Presse- und Gewerbefreiheit wieder einmal glücklich gerettet ist. Dass ein Kläger sich wie unverdient geohrfeigt vorkommt, kann niemand wundernehmen; dass er inskünftig wenig Begeisterung zeigt, sich einer ähnlichen Abfuhr auszusetzen, auch nicht; ebenfalls nicht, dass sein Sinn für den vorhandenen Schutz der öffentlichen Ordnung mehr oder weniger ins Wanken gerät. Ein dermassen für den Kläger verlorener Handel wirkt ebenso lähmend auf weitere Kreise, und es sind nicht die verachtenswertesten innerhalb der Volksgemeinschaft, wie er auf der Seite des Angeschuldigten propagandistisch als Sieg gewertet wird und selbstverständlich als Einladung zur Weiterführung einer offiziell als unschädlich bezeichneten Tätigkeit, die man dann beinahe als nützlich deuten kann. Dass umgekehrt ein vom Kläger gewonnener Handel wie ein reinigendes Gewitter wirken würde, ergibt sich als weitere Einsicht.

Solchen verlorenen Gefechten zum Trotz kann es keine Kapitulation geben. Der

Kampf gegen die Schundseuche

geht weiter, *muss* weitergehen. Zum Kampf gehört — ich erwähne damit nichts Neues — die Erzeugung und

der Vertrieb des *guten Schrifttums,* das thematisch, ausstattungsmässig und vor allem preismässig in der Lage sein muss, den Schundheften gegenüber eine ernsthafte Konkurrenz darzustellen. Die private und die kollektive, offiziell geförderte Verleger- und Herausgebertätigkeit auf diesem Gebiet verdient jede Unterstützung. Was die private Tätigkeit betrifft, so ist im Kanton Aargau nicht lange zu suchen, um ein rühmliches Beispiel zu finden. Der Verlag *Sauerländer* in Aarau ist zu einem schweizerischen Begriff für andauerndes, ehrliches Streben nach gehaltvoller, guter Jugendlektüre geworden. Was dieses Haus in jahrzehntelangem Bemühen und verlegerischem Wagemut geleistet hat, kann gar nicht richtig ermessen werden. Jeder, der mit der Jugend und den erzieherischen Problemen um sie herum zu tun hat, ist dem Verlag Sauerländer von Herzen dankbar dafür, dass er so unentwegt mit in der Reihe steht und mitstreitet für das gute, gegen das schlechte Jugendschrifttum.

Unter den kollektiven Herausgebern ist an erster Stelle das *Schweizerische Jugendschriftenwerk* zu nennen, dessen bisheriger Umsatz in die Millionen geht und das es fertiggebracht hat, in unserer so unendlich zusammengesetzten Bevölkerung eine Anerkennung zu finden, die ihresgleichen sucht.

Eine überaus gehaltvolle Sammlung vorwiegend für Erwachsene, aber mit manchem Heft auch für Jugendliche und Schüler bilden die *Guten Schriften,* wobei das zwar wohl nach wie vor hoffnungslose Bedauern über den rührend braven Namen der Sammlung ein neues Mal wiederholt werden soll. Man dürfte nämlich mit der lieblichen Illusion Schluss machen, das «Gute» in diesem Titel locke die «Bösen» an, und sich vielmehr mit dem Risiko auseinandersetzen, dass mancher an sich weder übertrieben Gute noch übertrieben Böse vor soviel angepriesener Tugendhaftigkeit zurückweicht — etwas, was die Sammlung eben gerade nicht verdient, denn qualitativ ist die Gute-Schriften-Sammlung der höchsten Anerkennung wert.

Zur finanziellen Seite all dieser Ausgaben noch ein paar Worte. Bei einem privaten Verleger macht es sich der Aussenstehende oft recht bequem. Er denkt, der Verleger mache so oder anders sein gutes Geschäft und werde mit der Gewissheit eines Naturgesetzes steinreich — so wie jener Schundproduzent mit seinen 300000 DM. im Minimum. Dass auch dort Enttäuschungen und Verluste vorkommen, ist jedoch klar, und es braucht immer neuen Wagemut, um die Kalkulationen für eine neues Werk so zu treffen, dass ein Reingewinn wahrscheinlich wird, den wir natürlich einem ehrenwerten Verleger so gerne gönnen, wie wir ihn einem Schundhersteller von Herzen missgönnen. Die grosse Unbekannte ist und bleibt die Käuferschaft. Es gab Fälle, wo Betreuer des guten Jugendbuches nach Prüfung des Manuskriptes dem Verleger die Veröffentlichung eines Werks mit Begeisterung empfahlen, aber die Leute, auf die es angekommen wäre, d. h. die kaufenden Erwachsenen und die lesenden Jungen, warteten dann mit einer Enttäuschung auf, indem das Buch nicht so begehrt wurde, wie man erwartet und gewünscht hatte. Erfahrene Verleger und Buchhändler geben einem die erstaunlichsten Gründe für den Erfolg oder Misserfolg an; auf den Titel komme es an, und auf das Umschlagbild komme es an (es dürfe nämlich in der Regel auf keinen Fall etwa künstlerisch apart sein, sondern lieber die beinahe kitschige Wiedergabe einer Photographie oder eine Photomontage). Vor kurzem erzählte mir ein Redaktor, es sei für die von ihm betreute Zeitschrift statistisch über jeden Zweifel hinaus erwiesen, dass das Titelbild einer verhältnismässig oder wirklich hübschen Frau genüge, um den Absatz der betreffenden Nummer in der deutschen Schweiz um rund 10000 Exemplare zu steigern. Darf man hier auch zitieren: «Das ewig Weibliche zieht uns hinan»? Wenn das für eine Zeitschrift für Erwachsene gilt, sozusagen wenn das am *dürren* Holz geschieht, wie soll's beim *grünen* werden, nämlich bei der Jugend? Antwort: dort nachgeben, wo das Nachgeben Anpassung bedeutet und das Gegenteil von Sturheit und Halsstarrigkeit ist. Im Zweifelsfall ziehen wir doch ein gutes Werk hinter einem unguten Umschlag einem Schund in anziehender Aufmachung vor. Die Verbreiter des Schundes sind, um ihren Zweck zu erreichen und den Profit einzuheimsen, in der Wahl der Mittel nicht zimperlich. Es ist nicht einzusehen, warum die Gegenseite es sein und vorziehen sollte, allenfalls in Schönheit zu sterben.

Mit in der Kampflinie stehen ausser den Betreuern des guten Jugendbuches auch alle jene Firmen und Behörden, die ihre Machtbefugnisse dazu benützen, die Schundliteratur zu verbieten oder ihr Schwierigkeiten im Absatz zu bereiten; ich erinnere an die Bahnhofkioske, an die wichtige, wenn auch wenig bekannte Kontrolltätigkeit der Post- und Zollbehörden an der Landesgrenze gemäss bestimmten Vorschriften.

Fassen wir zusammen:

Ich fürchte, Ihnen wenig oder nichts Neues und Wesentliches gebracht zu haben, und zweifle nicht daran, dass Sie keine Ratschläge bedürfen, wie Sie als Pädagogen sich im Kampfe gegen die Schundseuche zu verhalten haben. Was mich beruhigt, ist die Tatsache, dass Sie mit der Wahl des Themas beweisen, wie wach Sie der andauernden Gefahr gegenüber sind. Die andere Seite schläft nicht; also haben auch wir aufmerksam zu bleiben und uns etwa folgende Punkte zu merken:

1. Die Eltern mache man bei jeder passenden Gelegenheit und mit jedem passenden Mittel darauf aufmerksam, dass sie die Verantwortung tragen für das literarische Klima, in dem die Kinder während der Vorschulzeit aufwachsen. 2. Das Kind verdient von Anfang an bis zur Mündigkeit die genaueste Beobachtung seiner Beziehungen zur Literatur; damit ist keine zur Opposition reizende Zensur über alles und jedes gemeint, sondern eine für das Kind zur Selbstverständlichkeit werdende Gesamtstimmung der lebendigen Anteilnahme am Lesegut. 3. Die Lehrerschaft soll in der schulmässigen und privaten Lektüre der Schüler jederzeit einen wichtigen Partner am unterrichtlichen und erzieherischen Werk betrachten und sie dementsprechend wichtig nehmen. 4. Die Aufmerksamkeit, die die Erwachsenen der Lektüre der Jugend widmen, erhöht in den Augen der Jugend selber den Wert ihrer Lektüre, die damit zum Gegenstand vermehrter Beachtung auch in bezug auf die Qualität wird. 5. Dem Bürger als Glied der Gemeinde, des Kantons und des Bundes erwächst die Pflicht, mit einem Minimum von Zivilcourage überall dort einzuschreiten, wo die Möglichkeit zu defensivem oder offensivem Einschreiten sich ergibt; defensiv durch die Errichtung von Hindernissen auf dem Weg zwischen den profitierenden Erzeugern der Schundsucht und den als Opfer ausersehenen Lesern jedes Alters und Standes; offensiv durch die Verbreitung der empfehlenswerten, aufbauenden Literatur für Jugend und Volk und durch die Beseitigung aller Hindernisse, die einer nutzbringenden Begegnung im Wege stehen können.

Das Ideal der Schunderzeuger und -vertreiber scheint

zu sein die Verseuchung und Versüchtigung der Umwelt zum Zwecke des persönlichen Gewinns. Unser Ideal sei die Entseuchung und Entsüchtigung des Volkes und die Erziehung des Menschen zur kulturtragenden und kulturgestaltenden Persönlichkeit. Sollten wir jemals zugeben, das Ideal der Gegenseite sei verlockender und stärker? Niemals! *Hans Cornioley*

Veröffentlicht mit der frdl. Erlaubnis der Redaktion des «Berner Schulblattes».

Besprechung von Jugendschriften

Vom 7. Jahre an

ROTH-STREIFF LILI: *Der dumme August und die Tiere.* Büchergilde Gutenberg, Zürich, 1953. 24 S. Gebunden. Für Mitglieder Fr. 5.—.

Die Verfasserin führt uns in schlichten Versen und lustigen Bildern in das Leben eines Wanderzirkusses ein. Der dumme August wird von Alberto, dem Direktor, fortgejagt. Er hatte nicht untätig zusehen können, wie die Hunde mit der Peitsche geschlagen wurden. Mit ihm zieht aber auch die Fröhlichkeit aus dem Zirkus, und Albertos Kasse bleibt leer. Im Walde, unter Blättern, verbringt August eine traurige Nacht. Mäuslein gesellen sich am Morgen zu ihm. Sie lehrt er allerlei Kunststücklein und kehrt mit ihnen, von Sehnsucht geplagt, zum Zirkus zurück, wo ihn Alberto mit Freuden wieder aufnimmt.

Die Illustrationen zu diesem Kinderbuche sind liebevoll gezeichnet, wobei die acht farbigen, zum Teil ganzseitigen, echt kindertümlich wirken. Man spürt dahinter viel Liebe und Güte fürs Kindergemüt. *W. L.*

Vom 10. Jahre an

MEYER OLGA: *Urs. Eine Geschichte aus den Bergen.* Verlag Sauerländer, Aarau, 1953. 254 S. Leinen. Fr. 9.90.

Das Buch wurde in der Jugendbuch-Beilage Nr. 6 vom Dezember 1953 besprochen. Dabei wurde «des Guten fast zu viel» getan und das blinde Mädchen, das erst in die Stadt zur Operation fährt, und der lahme Knabe, der erst Anzeichen der Besserung zeigt, schon als geheilt gemeldet. Sie sind es am Schluss der Geschichte noch nicht. Die Hoffnung auf Heilung wird aber durch die ganze Erzählung hindurch so genährt, dass man am Ende gar nicht merkt, dass sie noch nicht Tatsache geworden ist. Das zeugt für die Kraft der Schilderung. Die erwähnte Besprechung darf übrigens, das ging aus ihr wohl zu wenig deutlich hervor, durch eine warme Empfehlung des Buches ergänzt werden. *M. B.*

Vom 13. Jahre an

DOONE RADKO: *Rote Vögel über gelbem Fluss.* Benziger Verlag, Einsiedeln, Zürich, Köln, 1953. 191 S. Leinen. Fr. 8.90.

Als Geisel zieht der kleine Chinesenjunge Chen, der Sohn aus dem Hause Wu, mit einer Räuberbande durch weite, unbekannte Gebiete seiner Heimat. Unterwegs lernt er Land und Leute kennen, befreundet sich mit einem ebenfalls verschleppten jungen Amerikaner, reist mit dem Räuberhauptmann nach Peking und wieder zurück ins Winterlager, stets darauf bedacht, unerkannt zu bleiben, bis ihm endlich zusammen mit seinem amerikanischen Freunde die Flucht gelingt. Hart und unbarmherzig geht es manchmal zu in dieser abenteuerlichen Geschichte, aber dazwischen auch wieder wunderbar friedlich und menschlich. Sogar der durchtriebene Räuberhauptmann zeigt in seiner väterlichen Zuneigung zu Chen menschliche Züge eigener Art. Chen selbst, sein amerikanischer Freund Joe King und der kleine Wing bewähren sich als drei Buben, die wissen, was sie zu tun haben. Die mannigfaltigen Geschehnisse sind ungemein geschickt ineinander verwoben, und die Handlung wird folgerichtig bis zum guten, wenn auch leicht theatralischen Ende vorgetrieben. Die sprachliche Form in der Übertragung aus dem Englischen von Christiane Bottomore lässt kaum etwas zu wünschen übrig, und die Zeichnungen von Harry Deitch veranschaulichen einzelne Episoden und Schauplätze klar. Gesamteindruck: eine Räubergeschichte nach dem Herzen vieler Buben *F. W.*

AICK GERHARD: *Schweres Eis voraus.* Der Kampf um die Nordwest-Passage. Verlag Carl Überreuter, Wien, 1953. 240 S., kart. Fr. 9.30.

Das Thema ist sehr interessant und vorzüglich gestaltet. Wir verfolgen die Fahrt der Fregatte «Investigator» und die Erlebnisse ihrer Besatzung im Jahre 1850. Es gelingt ihnen unter unsäglichen Mühen und Gefahren, die entscheidende Stelle der Nordwest-Passage nördlich von Alaska und Kanada zu entdecken. Das Buch ist vor allem wertvoll, weil es dem Leser zeigt, wie Grosses nur geleistet werden kann durch Zusammenarbeit, durch unablässiges Mühen, durch Aufopferung und durch Einsatz der stärksten körperlichen, seelischen und geistigen Kräfte. Es zeigt aber auch, wie diese Kräfte wachsen an einer grossen Aufgabe. Die Lektüre ist spannend, sie wird unterstützt durch zahlreiche Bildtafeln, Karten und ein Verzeichnis der maritimen Ausdrücke mit Erläuterungen. *M. B.*

HAHN BEATE: *Die Gartenfibel.* Verlag Rascher, Zürich, 1948. 72 S. Leinen. Fr. 7.80.

Die Gartenfibel — sie erscheint in zweiter Auflage — wendet sich an Kinder, Eltern und Grosseltern. Der Verfasserin ist das Kunststück aber nicht gelungen, ihr Büchlein für alle drei Lebensalter mundgerecht zu machen. Sie redet zu Kindern, die Zeichnungen sind für Kinder berechnet, der Stoff aber kann von Kindern nicht erfasst werden.

Der Untertitel nennt das Ziel der Gartenfibel: Ein ermunternder Führer durch die zwölf Monate des Gärtnerjahres im Freiland, in der Zimmer- und Balkongärtnerei. Sie wird das Ziel mit Erwachsenen erreichen können, und wir empfehlen diesen das Büchlein zu fleissiger Benützung. Es wird ihnen Rat, Anleitung und Anregung bieten. Die 220 Illustrationen von Ursel und Esther Bartning sind leider klein und undeutlich geraten, auch der Druck verlangt gute Augen. *M. B.*

DE SELINCOURT AUBREY: *Zwei Schiffe und ein Mann* (Mr. Orams Story). Benziger-Verlag (Einsiedeln, Zürich, Köln), 1952. 184 S. Leinen. Fr. 8.90.

Ein originelles Buch. Der Zauber unerforschter Meeresweite und einer entdeckungsgierigen fernen Zeit leuchtet schon aus dem stimmungsvollen Umschlag Li Rommels, die auch das Buch in eigenwilliger, aber dem Stil der Geschichte entsprechender Weise illustriert hat. Kapitän Oram erzählt dem abenteuerhungrigen Hafenjungen David die drei Weltreisen des berühmten Seefahrers James Cook. Eigenartig ist dabei, wie die Erzählung sich teils aus den Berichten des Kapitäns aufbaut, teils immer wieder durch die durch sie aufgestachelte Phantasie des Knaben weitergesponnen wird, Dichtung und Wahrheit so wunderlich mischend, dass der junge Leser anfänglich kaum drauskommen wird, was Tatsachenbericht und was nur Traum ist. Hat er sich aber einmal richtig eingelesen, wird ihn die Erzählung in ihren Bann schlagen. Besonders fesselnd ist die letzte Fahrt Cooks beschrieben, der auf den Hawai-Inseln in einer Auseinandersetzung mit den Eingeborenen fern der Heimat fiel. — Die Erwartungen und Gedanken des Lesers finden in den Fragen Davids ihren Niederschlag, die Tragik, die über dieser grossen Seefahrergestalt liegt, in der zurückhaltenden Erzählweise des von ihr erfüllten Kapitäns. *R. R.*

SPONSEL HEINZ: *Columbus, Admiral der Meere.* Verlag Theodor Oppermann, Hannover (Meissners Jugendbücher, Bd. 1), 1952. 160 S. Halbleinen. Fr. 6.45.

In Band I von Meissners Jugendbüchern (in der gleichen Reihe erschienen auch die Lebensbilder eines Amundsen, Kopernikus, Edison, Magallanes u.a.m.) entwickelt Heinz Sponsel das grossartige und dramatisch-bewegte Leben Christoph Columbus'. In zwölf knapp gefassten Bildern sind die wichtigsten Stationen dieses Lebens voll der kühnen Pläne und gewagten Unternehmungen, voll der Niederlagen und Siege festgehalten. Es ist fürwahr ein ungewöhnlicher Weg, auf dem der kleine Schiffsjunge und Sohn eines armen genuesischen Tuchwebers in einem sagenhaft anmutenden Aufstieg emporklettert zu dem vom spanischen Königspaare verliehenen Titel eines «Admirals der Meere», und auf dem er hernach von Missgünstlingen in Ketten geschlagen wird und schliesslich als gebrochener Mann einsam und beinahe vergessen stirbt. Als Ganzes genommen ist diese Biographie für die Hand des jugendlichen Lesers eine sehr erfreuliche Leistung, wobei allerdings nicht unerwähnt bleibe, dass die dem wuchtigen Stoffe gemässe Sorgfalt im Sprachlichen da und dort unbeachtet blieb. Die hübschen Textzeichnungen steuerte Wilhelm Praetorius bei. *H. A.*

Redaktion des «Jugendbuchs» JAKOB HAAB, Sekundarlehrer, Schlösslistrasse 2, Zürich 7